Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Band: 93 (1915)

Artikel: Basler Bilder und Skizzen : aus der Mitte des 19. Jahrhunderts

Autor: Barth, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1006951

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gf. der Neujahrsblattcommission

Basler Bilder und Skizzen

aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Von

Paul Barth.

93. Neujahrsblatt

herausgegeben

von der

Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

1915.

Basel
In Kommission bei Helbing & Lichtenhahn.

Inhalts-Anzeige der früheren Neujahrsblätter.

1. Erzählungen aus der Basler Geschichte in zwangloser Reihenfolge.

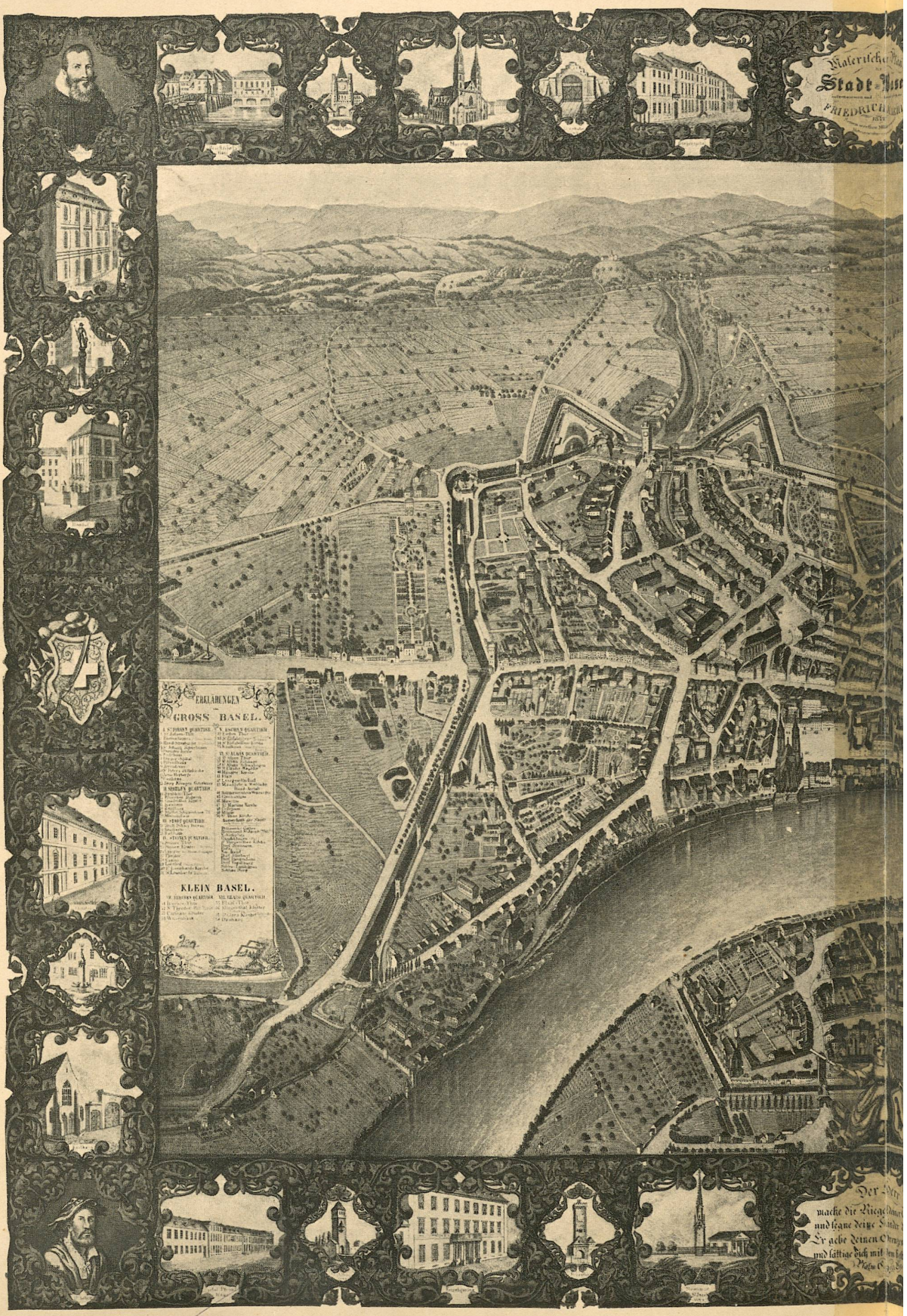
* bedeutet vergriffen.

*I. 1821. (Bernoulli, Dan.) Isaac Iselin.
II. 1822. (Burckhardt Jac., Obersthelfer, später Antistes.) Der Auszug der Rauracher.
*III. 1823. (Hanhart, Rudolf.) Basel wird eidgenössisch. 1501.
*IV. 1824. (Hagenbach, K. R.) Die Schlacht bei St. Jakob. 1444.
*V. 1825. (Hagenbach, K. R.) Die Kirchenversammlung zu Basel. 1431—1448.
VI. 1826. (Hagenbach, K. R.) Die Stiftung der Basler Hochschule. 1460.
*VII. 1827. (Hagenbach, K. R.) Erasmus von Rotterdam in Basel. 1516—1536.
*VIII. 1828. (Hagenbach, K. R.) Scheik Ibrahim, Johann Ludwig Burckhardt aus Basel.
*IX. 1829. (Hagenbach, K. R.) Rudolf von Habsburg vor Basel. 1273.
*X. 1830. (Hagenbach, K. R.) Bürgermeister Wettstein auf dem westphälischen Frieden.
*XI. 1831. (Hagenbach, K. R.) Das Jahr 1830, ein wichtiges Jahr zur Chronik Basels.
*XII. 1832. (Burckhardt, A.) Die Schlacht bei Dornach am 22. Juli des Jahres 1499.
*XIII. 1835. (Burckhardt, A.) Landvogt Peter von Hagenbach.
*XIV. 1836. (Burckhardt, A.) Das Leben Thomas Platers.
XV. 1837. (Burckhardt, A.) Das große Sterben in den Jahren 1348 und 1349.
*XVI. 1838. (Burckhardt, A.) Das Karthäuser-Kloster in Basel.
*XVII. 1839. (Burckhardt, A.) Der Rappenkrieg im Jahr 1594.
*XVIII. 1840. (Burckhardt, A.) Die ersten Buchdrucker in Basel.
*XIX. 1841. (Heusler, Abr.) Die Zeiten des großen Erdbebens.
XX. 1842. (Burckhardt, A.) Hans Holbein der Jüngere von Basel.
*XXI. 1843. (Wackernagel, W.) Das Siechenhaus zu St. Jakob.
XXII. 1844. (Reber, B.) Die Schlacht von St. Jakob an der Birs.

2. Die Geschichte Basels von den ältesten Zeiten bis zur Einführung der Reformation,

in zusammenhängenden Erzählungen dargestellt.

*XXIII. 1845. (Fechter, D. A.) Die Rauraker und die Römer, Augusta Rauracorum und Basilia.
*XXIV. 1846. (Burckhardt, Jacob, Professor.) Die Alemannen und ihre Bekehrung zum Christentum.
*XXV. 1847. (Streuber, W. Th.) Bischof Hatto, oder Basel unter der fränkischen Herrschaft.
*XXVI. 1848. (Burckhardt, Theophil.) Das Königreich Burgund. 888—1032.
*XXVII. 1849. (Burckhardt, Th.) Bürgermeister Wettstein auf dem westphälischen Frieden.
*XXVIII. 1850. (Fechter, D. A.) Das Münster zu Basel.
*XXIX. 1851. (Fechter, D. A.) Bischof Burchard von Hasenburg und das Kloster St. Alban.
*XXX. 1852. (Fechter, D. A.) Das alte Basel in seiner allmählichen Erweiterung bis 1356.
*XXXI. 1853. (Burckhardt Th.) Die Bischöfe Adelbero und Ortlieb von Froburg.
*XXXII. 1854. (Burckhardt, L. A.) Bischof Heinrich von Thun.
XXXIII. 1855. (Hagenbach, K. R.) Die Bettelorden in Basel.
*XXXIV. 1856. (Burckhardt, L. A.) Die Zünfte und der rheinische Städtebund.
*XXXV. 1857. (Arnold, W., Professor.) Rudolf von Habsburg und die Basler.
*XXXVI. 1858. (Wackernagel, W.) Ritter- und Dichterleben Basels im Mittelalter.
*XXXVII. 1859. (Vischer, W.) Basel vom Tode König Rudolfs bis zum Regierungsantritte Karls IV.,
*XXXVIII. 1860. (Heusler, Andr.) Basel vom großen Sterben bis zur Erwerbung der Landschaft 1349—1400.
*XXXIX. 1861. (Burckhardt, Th.) Basel im Kampfe mit Oesterreich und dem Adel.
*XL. 1862. (Hagenbach, K. R.) Das Basler Konzil. 1431—1448.
*XLI. 1863. (Fechter D. A.) Basels Schulwesen im Mittelalter. Gründung der Universität. Anfänge der Buchdruckerkunst.
*XLII. 1864. (Buxtorf, K.) Basel im Burgunderkriege.
*XLIII. 1865. (Vischer, W.) Der Schwabenkrieg und die Stadt Basel. 1499.
*XLIV. 1866. (Frey, Hans.) Basels Eintritt in den Schweizerbund.
*XLV. 1867. (Buxtorf, K.) Die Teilnahme der Basler an den italienischen Feldzügen.
*XLVI. 1868. (Hagenbach, K. R.) Johann Oecolampad und die Reformation in Basel.


Malerische
Stadt-
FRIEDRICH
ERKLÄRUNGEN
GROSS BASEL.
KLEIN BASEL.
Der
mache die Riege
und segne deine
Er gebe deinen
und sättige dich mit

Basel
Rathhaus
Kaufhaus
Herr
Deiner Thore setze
Kinder darinnen.
Grenzen Frieden
dem besten Waizen

Basler Bilder und Skizzen

aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Von

Paul Barth.

93. Neujahrsblatt

herausgegeben

von der

Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

1915.

Basel
In Kommission bei Helbing & Lichtenhahn.

15,6

Druck von Emil Birkhäuser, Basel.

ÖFFENTLICHE BIBLIOTHEK DER UNIVERSITÄT BASEL

Nachdem in den letzten drei Jahren die Leser des Neujahrsblattes an der sichern Hand des Herrn Dr. Paul Burckhardt bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts sind geleitet worden, soll im Neujahrsblatt von 1915 der Versuch gemacht werden, darüber zu berichten, wie es in unserm Basel ums Jahr 1850 ausgesehen hat, und es soll das erzählende und beschreibende Wort durch eine größere Zahl von Bildern, die in den Text eingestreut sind, verdeutlicht werden. Bei deren Auswahl galt der Grundsatz, vor allem solche Einzelheiten des damaligen Stadtbildes vorzuführen, die seither verschwunden sind.

Über das Aussehen unserer Stadt in der genannten Zeit gibt uns das erste Bild die beste Auskunft; es zeigt uns den im Jahre 1847 herausgekommenen Stadtplan von Joh. Friedr. Mähly; das mit 36 Randbildern ausgestattete Original desselben ziert eine Wand der Bürgerkanzlei im Stadthause. Darauf, daß Basel damals noch vollständig von Mauer und Graben umgeben war, weist außer deren bildlicher Darstellung auch die Bibelstelle hin, welche unten als Sinnspruch zu lesen ist: Der Herr mache die Riegel deiner Tore feste und segne deine Kinder darinnen; er schaffe deinen Gränzen Frieden und sättige dich mit dem besten Waizen. Psalm 147, 13 und 14. In Viertelsgröße hergestellt, gelangten damals eine größere Zahl teils sorgfältig handkolorierter, teils in Schwarzdruck hergestellter Exemplare dieses Planes zum Verkauf und sind jetzt als sehr geschätzter Wandschmuck in vielen ältern Basler Häusern zu sehen. Wir gehen wohl nicht irre, wenn wir annehmen, daß dem Künstler der Stadtplan von Matthaeus Merian von 1615 (der dem Neujahrsblatt von 1880 beigegeben ist) als Vorbild vorgeschwebt hat.

Betrachten wir nun an Hand dieses Mähly'schen Planes die Stadt, so erkennen wir deutlich die alten, jetzt in breite Straßen verwandelten ehemaligen Stadtgräben, Albangraben, Steinenberg, Kohlenberg, Leonhardsgraben, Petersgraben, St. Johanngraben (wie früher der unterste Teil des Petersgrabens von der Peterskirche bis zum Totentanz geheißen hat). Von den Toren jener ersten Stadtbefestigung, die durch

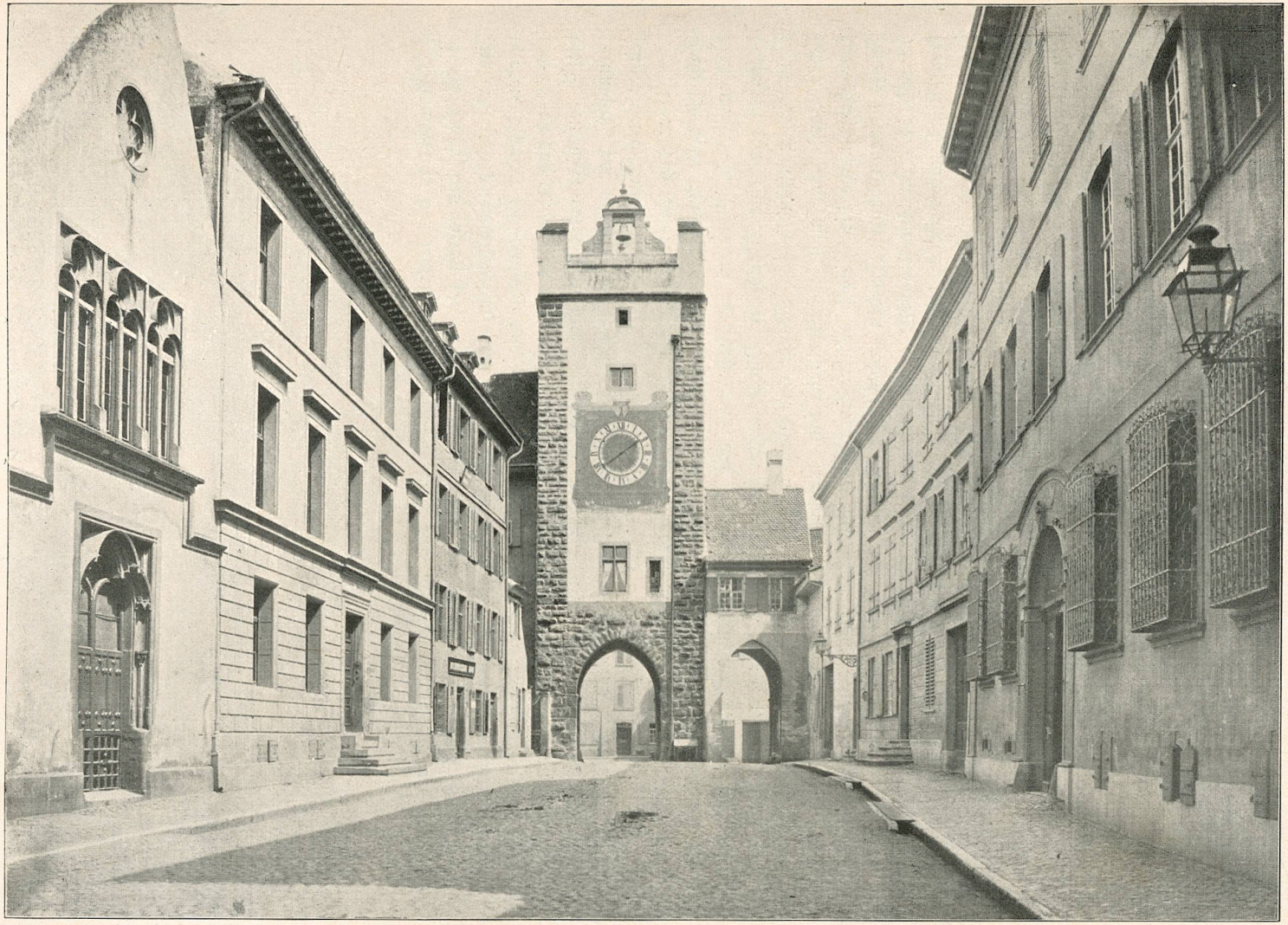


Abb. 2. St. Albanschwibogen.

Bischof Burckhardt von Hasenburg (1072—1106) war erbaut worden, existierten im Jahre 1850 unter dem Namen Schwibögen noch der zweibogige St. Albanschwibogen (Abb. 2) und der St. Johannsschwibogen (Abb. 3), und von der damaligen Stadtmauer sind jetzt noch einige Überbleibsel zu sehen, z. B. der Rundturm des Bärenfelserhofes am Petersgraben und die dicke Erdgeschoßmauer in der Wirtschaft zur Harmonie beim Roßhofgäßlein; außerdem weisen eine Anzahl von Strebemauern am Albangraben, am Kohlenberg und am Petersgraben auf dieselbe hin.

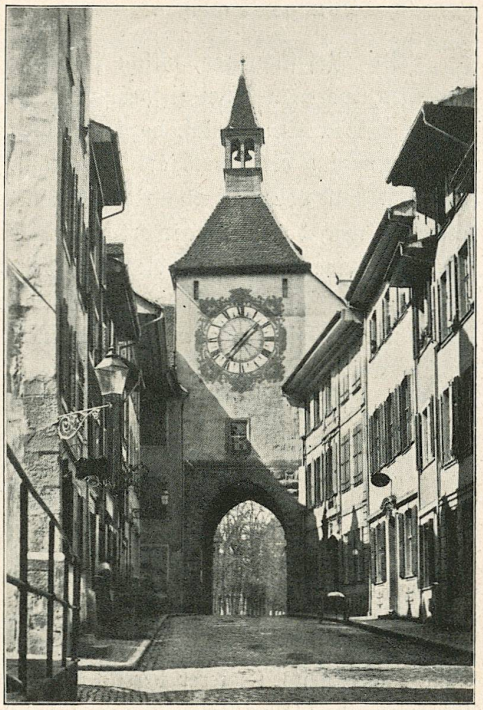


Abb. 3. St. Johannschwibogen.

Die erweiterte Stadtbefestigung vom Ende des 14. Jahrhunderts, die ums Jahr 1850 noch lückenlos vorhanden war, zog sich vom Albantor (Abb. 4) zum Äschentor, von da zum Äschenbollwerk, das ungefähr an der Stelle der jetzigen schönen Anlagen beim Neubau der obern Realschule stand, von da zur Elisabethenschanze (früher Steinen- oder Burgerwerk genannt), überschritt beim Steinentor den Birsig, der dort in malerischem Wasserfall in die Stadt hineintrat (s. Bild Nr. 5) (die Öffnung in der Stadtmauer war mit Pallisaden, sogenannten Stempfeln, wohl verwahrt), bildete dann nach aufwärts ziehend das Wagdenhalswerk, später die Steinenschanze genannt, und zog sich von da nach dem massigen Fröschenbollwerk (s. Abb. 6, 7 und 8) hin und von diesem gegen das Spalentor. Weiterhin gingen Mauer und Graben hinter dem Stachelschützenhaus durch bis zum „Hohen Wall", wo jetzt das Bernoullianum steht.

Der Teil der Schanze zwischen der rechten Ecke des Petersplatzes und dem „Hohen Wall" war die mit prächtigen Linden bestandene Petersschanze. Von ihr aus sah man in die schönen Gärten der Neuen Vorstadt hinein, und dort war auch das historisch berühmte Mäuerlein des Alumneumsgartens, das jeweilen am Samstag Abend von den zu spät heimkommenden Studenten mit wechselnder Gewandtheit überklettert wurde, während der gute Hausvater, Herr Pfarrer Legrand, sanft dem Sonntag entgegenschlummerte. Linkerseits trieb der Stadtmauer entlang ein Seilermeister sein friedliches Handwerk.

Wir gehen wohl nicht irre, wenn wir annehmen, daß unserm Hebel die Petersschanze vor den Augen stand, als er sang:

Uf der grüene Schanz
In der Sunne Glanz,
Wo-n-i Sinn und Auge ha,
Lacht's mi nit so lieblig a
Wie go Sandihans.

s'Seilers Redli springt,
Los der Vogel singt,
Summervögel jung und froh
Ziehnd de blaue Blueme no,
Alles singt und springt.

Die Befestigungen, welche sich vom „Hohen Wall" gegen das St. Johanntor hinzogen, waren neueren Ursprungs; denn sie wurden erst gegen das Ende der 1830er Jahre erstellt. Den Anlaß dazu gab die Erbauung des französischen Bahnhofes. In langen und erregten Ratsversammlungen wurde darüber gestritten, ob der Bahnhof innerhalb oder außerhalb der Stadtmauer solle erstellt werden („intra oder extra muros" war das Losungswort in diesem Kampfe), und schließlich siegte die Ansicht derer, die eine Gefahr für die Sicherheit der Stadt darin erblickten, wenn der Bahnhof vor der Stadt stehen würde. Mit gewaltigem Kostenaufwand wurde darum die Stadtmauer zwischen dem St. Johanntor und der „Neuen Vorstadt" (dem jetzigen innern Teil der Hebelstraße) niedergelegt, und Wall und Graben in modernster Konstruktion um ein Beträchtliches nach außen gerückt. Auf diesen neugewonnenen Raum, da wo jetzt das Zuchthaus (früher „Schellenhaus" genannt) zu sehen ist, nebst dem „Schellenmätteli" und dem Frauenspital, kamen die Gebäude des französischen Bahnhofes zu stehen (s. Neujahrsblattbild 1912) und die Züge fuhren durch das „Eisenbahntor", zu dem Melchior Berri den Plan gemacht hatte (s. das Randbild des Mähly'schen Planes oben, rechts vom Münster) dem Elsaß zu. Nachts wurde es durch massive eiserne Torflügel geschlossen. Am Rheine bezeichneten auf der Großbasler Seite der Letziturm zu St. Alban einerseits und der Thomasturm zu St. Johann andererseits (letzterer bereits damals zur Hälfte abgetragen und in einen Aussichtsturm, das Rhy-Schänzli, umgewandelt) die Endpunkte der Stadtbefestigung. Von der letzteren bestehen außer den eben genannten Türmen, außer dem St. Alban- und dem St. Johanntor, von denen weiter unten noch die Rede sein wird, jetzt noch die malerischen Stadtmauerüberreste hinter dem Letziturm mit ihren zwei trotzigen Halbrundtürmen und in Kleinbasel die zwei Türme auf dem Waisenhausareal. Auf Abbildung 9 ist deutlich zu sehen, wie die Stadtmauer daselbst bis zum Rheinbord hinausging und an ihrem Ende mit einem hübschen Wachtürmlein geziert war. Der unmittelbar außendran gelegene Teil des Herrenmätteli (s. Abb. Nr. 10), der gegen den Rhein eine starke Böschungsmauer hatte, hieß die Baar (baseldeutsch d'Baare). Dort draußen wurden in den Maikäferjahren jeweilen die großen Pfannen aufgestellt, in denen die von den Landbesitzern obligatorisch abgelieferten Schädlinge unter Entwicklung eines

höchst widerlichen Geruches abgesotten wurden. Innen an diesem Stadtmauerteil stand ein Krahnenhäuschen (im Keller'schen Stadtplan von 1832 als „Kranich" eingezeichnet), und dieses wurde 1854 in ein Einnehmerhäuschen für die damals durch den Kunstverein eröffnete erste Rheinfähre umgewandelt. Drei Jahre später, im sogenannten Preußenkrieg, wurde bei Anlaß der Erstellung einer Schiffbrücke von der Baarmatte gegen den Harzgraben hin eine Öffnung in der Stadtmauer gemacht, und nach langem, zuerst vergeblichem Petitionieren durch die Behörden ein verschließbarer Durchgang erstellt, der den Namen „Preußentörlein" erhielt, und dessen Öffnung und Schließung dem Fährenkontrolleur amtlich übertragen wurde.

Abb. 4. Albantor.

Am Kleinbasler-Rheinweg bestanden in jener Zeit noch zahlreiche Überreste des „Zwingelhofes", jenes Weges der sich innerhalb der früher zinnenbekrönten Befestigungsmauer hinzog, um den Geschützen und deren Bedienungsmannschaft den Verkehr hinter der Mauer zu ermöglichen; die Zugänge zu demselben hießen Kanonenwege; unsere jetzige Kanonengasse diente z. B. diesem Zwecke. Im Laufe der Zeit kam aber die Bedeutung dieses Zwingelhofes abhanden, und er wurde da und dort überbaut (besonders soll dies zur Zeit der Helvetik in ausgiebigerer Weise der Fall gewesen sein), bis schließlich das Vorrücken der Baulinie auf die Stadtmauer zur Regel, resp. zu einem „ersessenen" Recht wurde. Auf unserer Abbildung Nr. 11 sind diese Verhältnisse noch deutlich zu erkennen. Außer dem Kleinbasler Rheintor (s. Abb. 12), das zwischen dem Hause zur „Rheinlust" und dem Eckhause des Waisenhausgartens gelegen war, und unter dem hindurch der Verfasser als Knabe noch ans Rheinbord hinausgeschlittelt ist, bestand auch in der obern Rheingasse, der „Meerenge", ein nur für Fußgänger passierbarer enger finsterer Durchgang gegen den Rhein, das kleine Rheintörlein; gegenüber demselben gelangte man in der Rheingasse direkt in das durch seinen Schmutz berüchtigte Reverenzgäßlein. Die schlimmen Erfahrungen, die man bei Anlaß der schweren Choleraepidemie des Jahres 1855 machte, haben dann in jene Gegend Luft und Licht gebracht. Am Kleinbasler-Rheinweg konnte man ferner (auch mit Fuhrwerken) durch einen Durchgang

unter dem Gesellschaftshaus zur Hären an den Rhein gelangen, und endlich bestand ein schmaler Ausgang an den Rhein (wie jetzt noch) neben der Neumühle an der untern Rheingasse. Alle diese Ausgänge wurden natürlich gleich den Stadttoren nachts sorgfältig verschlossen. Die Teich-Ein- und Ausflüsse waren durch starke Pallisaden gesichert; zudem konnte die Teichbrücke vor dem kleinen Klingental aufgezogen werden.

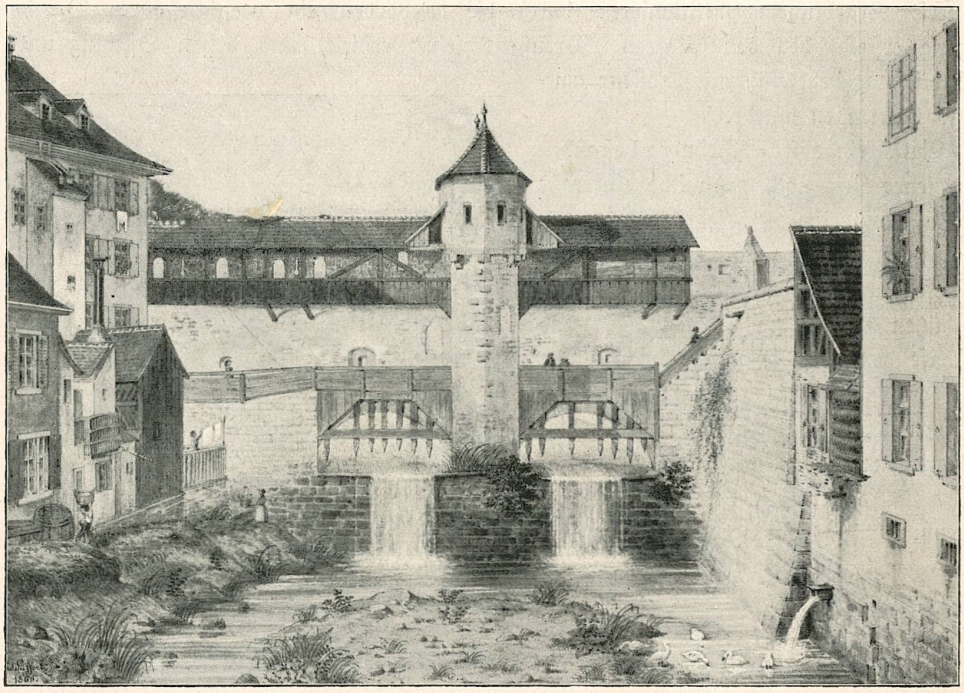


Abb. 5. Birsigeinfluß in die Stadt.

Auf der Großbasler Seite waren am Rheinbord noch Reste der Stadtbefestigung zu sehen, und einige Bestandteile derselben sind jetzt noch bei der Hübscher'schen Liegenschaft am St. Johannrheinweg erkennbar.

Als anfangs der 60er Jahre auch von den Stadttoren eines nach dem andern dem damaligen pietätslosen Zeit- und Spekulationsgeiste zum Opfer fiel, gelang es der warmen Fürsprache von Rudolf Sarasin-Stehlin im Großen Rate das Albantor zu retten; es wurde restauriert und mit einem neuen hochragenden Dach versehen. Das gleiche geschah dann mit dem St. Johanntor (s. Abb. 13). Das letztere trägt an seiner äußeren Seite einen Erker im Renaissancestil; die beiden Basilisken, die ihn

zieren, halten aber bis zur gegenwärtigen Stunde einen leeren Schild, da dessen Baselstab zur Zeit der Helvetik als nicht mehr zeitgemäß war abgepickelt worden.

Daß man nicht Hand an den schönen Bau des Spalentors legte, war eigentlich selbstverständlich; immerhin fehlte es nicht an Zeitungsstimmen, die fanden, man solle auch mit ihm abfahren, da es der Spalenvorstadt Luft und Licht raube. Die drei Statuen an seiner Außenseite, eine heilige Jungfrau mit zwei Propheten, sind glücklicherweise so hoch oben angebracht, daß sie den rohen Händen der Bilderstürmer von 1529 entgangen sind.

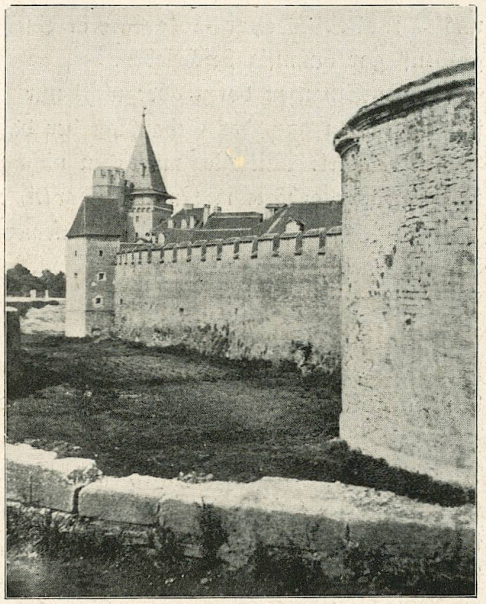


Abb. 6. Fröschenbollwerk und Stadtmauer gegen das Spalentor hin.

Wenn allabendlich die große Glocke zu St. Leonhard, die Torglocke, läutete, so wurden die Tore, je nach den Jahreszeiten zu verschiedenen Stunden, geschlossen, und wer später (z. B. von einem Hochzeitsessen im Sommerkasino, das der berühmte Herr Trefzger „gerüstet" hatte, mit dem in eine Serviette gehüllten B'haltis in der Hand, zu dem damals noch eine gebratene Taube gehörte!) durch das Äschentor in die Stadt hinein wollte, mußte „Sperr" zahlen, wie man diese Einlaßgebühr nannte. Es wurde dann im großen Torflügel ein kleines schmales Türlein aufgemacht, und der späte Gast hinein gelassen.

Der Bewachungsdienst der Stadt war der Standeskompagnie (den Stänzlern) anvertraut. Dieses stehende Heer en miniature hatte seine Kaserne in einem Teile des ehemaligen Steinenklosters, der Blömli-Kaserne; es war aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzt, Schweizern und Ausländern, alten Troupiers und solchen, die sich ohne vorangegangenen fremden Kriegsdienst anwerben ließen, und die meisten von ihnen standen (buchstäblich genommen!) in dem Geruche, den gebrannten Getränken nicht abhold zu sein. Staatsschreiber Gottlieb Bischoff erzählte einmal dem Verfasser, wenn man in der Nähe einer Straßenecke den Zug der Stänzler habe herankommen hören, so sei zuerst eine Wolke von Schnapsdunst zum Vorschein gekommen und erst hintendrein die Standeskompagnie. Die solideren Elemente ließen sich in ihrer Freizeit gerne für alle möglichen Hausdienste (Teppichklopfen und andere Reinigungsarbeiten) anstellen und verbesserten damit ihre Soldeinnahmen; und als das Korps im Jahre 1856 aufgehoben

wurde, blieb ein Teil desselben als brauchbare Polizeimänner im Staatsdienste und waren dann auch die Drillmeister der Rekruten in der alten Klingentalkaserne.

Außerhalb der Stadtbefestigung lagen damals schon eine ziemlich große Zahl von Wohnhäusern, abgesehen von den größern nur im Sommer bewohnten Landhäusern und den zahlreichen „Gütlein" (s. Abb. 14 und 15). Wenn man dort hinausgehen wollte, so ging man „vor's Tor", und ein kürzerer Familienspaziergang am Abend hieß „ein Gang um's Tor". Wer kein Gütlein hatte und doch gerne „gärtnerete", konnte um billigen Preis ein Stücklein Stadtgraben mieten. Das Leben darin hat uns Theodor Meyer-Merian in einer kleinen Novelle „das Gärtlein im Stadtgraben" gar anmutig beschrieben.

Die Schanzen boten aber nicht nur die schönste Gelegenheit zu Spaziergängen, sondern waren auch der Schauplatz der damals unter der männlichen Jugend üblichen Quartierhändel: Mit allen möglichen nicht ganz ungefährlichen Waffen, unter denen die in Salzwasser gehärteten Knüttel (Knutti) eine Hauptrolle spielten, zogen je nach Umständen die Spalemer gegen die Steinlemer oder diese gegen die Äschlemer oder Santihanslemer aus. Als Arsenale für die Waffen dienten Verstecke in den Schanzen und Pulvertürmen, die nur den Eingeweihten bekannt waren. Einmal — es war am 6. Mai 1861 — wollten einige Spalemer im Pulverturm der Steinenschanze die verborgenen Waffen der Steinlemer aufstöbern und entdeckten bei dieser Gelegenheit in den Bodenritzen einige Pulverkörner, zündeten sie an und brachten damit auch die gesamte Pulvermenge, die sich im Laufe langer Jahre unter den losen Brettern des Fußbodens angesammelt hatte, zur Explosion; der Knall wurde in der halben Stadt gehört. Die drei Knaben wurden fürchterlich verbrannt; zwei davon erlagen ihren Wunden, der dritte, jetzt ein wohlbestandener Buchbindermeister auf dem „Andreseplatz", trägt die ausgedehnten Brandnarben jetzt noch an seinem Körper herum.

Außer den Schanzen, dem Petersplatz und der Pfalz, außer den Anlagen am Harzgraben und vor dem Riehentor mit den grünen Bänklein u. a. m. war die Rheinbrücke ein besonders beliebter Spazier- und Erholungsort. Der Verkehr auf ihr war während eines großen Teils des Tages ein so bescheidener, daß man dem Geländer entlang gemütlich und ungestört hin- und herwandern und diskurieren konnte. Besonders die Studenten waren regelmäßige Brückengäste; sie waren aber im Vergleich zu den jetzigen noch gar bescheiden angezogen, häufig Gilet- und krawattenlos und trugen auf dem mehr oder weniger gelockten Haupthaar weiße Mützen oder Sammt- oder Seidenkäppchen von sehr ehrwürdigem Alter, und der damals noch beliebte Flausrock war häufig bedenklich abgeschossen; an dessen Vorderseite baumelte oft ein von schöner Hand gestickter Tabaksbeutel, da das Pfeifenrauchen auf der Straße noch kommentmäßig war. Ein Hauptthema der damaligen Brückengespräche wird wohl der Antrag gebildet haben, der anno 1850 durch Daniel Senn, den Kriegskommissär

Abb. 7. Stadtmauer am Spalentor von innen.

unrühmlichen Andenkens, im Großen Rate auf Aufhebung der Universität gestellt wurde, der aber zum Glück bei der am 3. Februar 1851 erfolgten Abstimmung nur elf Stimmen auf sich vereinigte, während 81 für das Weiterbestehen unserer hohen Schule eintraten. Die Rheinbrücke (s. Abb. 16 und 17) war in jener Zeit bedeutend schmaler als die jetzige mittlere und hatte nur gegen das Großbasler-Ende hin eine Andeutung von Trottoirs. Ihr Belag war gebildet durch dicke, schmale, tannene Bretter, sog. Flecklinge, die natürlich oft mußten erneuert werden, was jeweilen den Verkehr recht störte. Die alten halbfaulen „Rhibruck-Flecklig" wurden dann vom löbl. Bauamt jeweilen noch zu allerlei Flickarbeiten in obrigkeitlichen Gebäuden, z. B. zum Decken von Baugruben in Pfarr- und Schulhäusern verwendet. Die Lehne war sehr primitiv und hatte einen einzigen Querbalken, unter dem hindurch man leicht beim Ausglitschen direkt in den Rhein fallen konnte; für die Kinder war darum das Passieren der glattgefrorenen Rheinbrücke im Winter immer etwas Unheimliches. Auf der Kleinbasler Seite waren steinerne Joche, und das zweitletzte gegen das Großbasel hin trug die kleine Kapelle, das Käppeli, und hieß darum Käppelijoch; später wurde dann bei Anlaß einer durchgreifenden Brückenrestauration das Käppeli auf das äußerste steinerne Joch, das Bärenfelserjoch, übertragen. Bei derselben Gelegenheit wurden auch die geräumigen rechtwinkligen Steinbänke auf der Kleinbasler Seite, die sog. „Schranken", durch unschöne kanapeeähnliche Gebilde aus Solothurner Stein ersetzt, und ebensolche wurden auch auf den hölzernen Jochen angebracht, vor allem als Belastungsschutz gegen das Hochwasser. Im Jahre 1852 war nämlich die Brücke durch „den großen Rhein" sehr gefährdet worden. Das Wasser war damals so hoch gestiegen, daß die ganze Schifflände bis gegen die Schwanengasse überschwemmt war, und das Wasser bis auf den Fischmarkt hineinlief; dasselbe war an der oberen Rheingasse der Fall, und man mußte den notwendigen Verkehr mit den dort gelegenen Häusern durch Weidlinge vermitteln. Durch das Hochwasser wurde auch der Weg längs der Waisenhausmauer weggerissen, und der mit Akazien bepflanzte Weg vom Kleinbasler Rheintor gegen die Brücke hin teilweise unterspült; dieses Ereignis gab dann die Veranlassung zu dem im Jahre 1853 erfolgten Ratsbeschluß, den obern Rheinquai zu erstellen. Doch dauerte es bis zum Jahre 1858, bis diese Arbeit endlich beendigt war. Zum Geländer nahm man die steinernen Pfosten und die Eisenstangen vom Stadtgraben zwischen Äschen- und Albantor, der bei Anlaß der Erstellung des ersten S. C. B. Bahnhofes in der Gegend der jetzigen Langengasse war ausgefüllt worden.

Ein Zug aus der guten alten Zeit verdient, wenn vom Rhein und der Rheinbrücke die Rede ist, erwähnt zu werden: Im dritten Hause abwärts von der Rheinbrücke wohnte kleinbaslerseits Herr Raillard, der Gerbermeister; die Lohgruben waren gegen den Rhein hinaus angelegt; wenn nun diese geleert wurden, so hing man die nassen Häute zum Trocknen an der Rheinbrückenlehne auf; das geschah allerdings

Abb. 8. Fröschenbollwerk von innen.

vor 1850. — Doch kehren wir noch einen Augenblick zu dem eben besprochenen, mit Akazien bestandenen und mit einfachen Bänklein ausgestatteten obern Rheinbord zurück: Sein Ufer flachte sich in unregelmäßiger Weise gegen das Wasser hin ab, wurde teilweise als Holzlagerungsplatz benützt und war ein beliebter Spielplatz der Jugend. Bei niedrigem Wasserstand sah es aber daselbst recht übel aus, indem dann die Unratstoffe, die als schmutzige Bächlein aus den meisten Rheingaßhäusern frei abflossen,

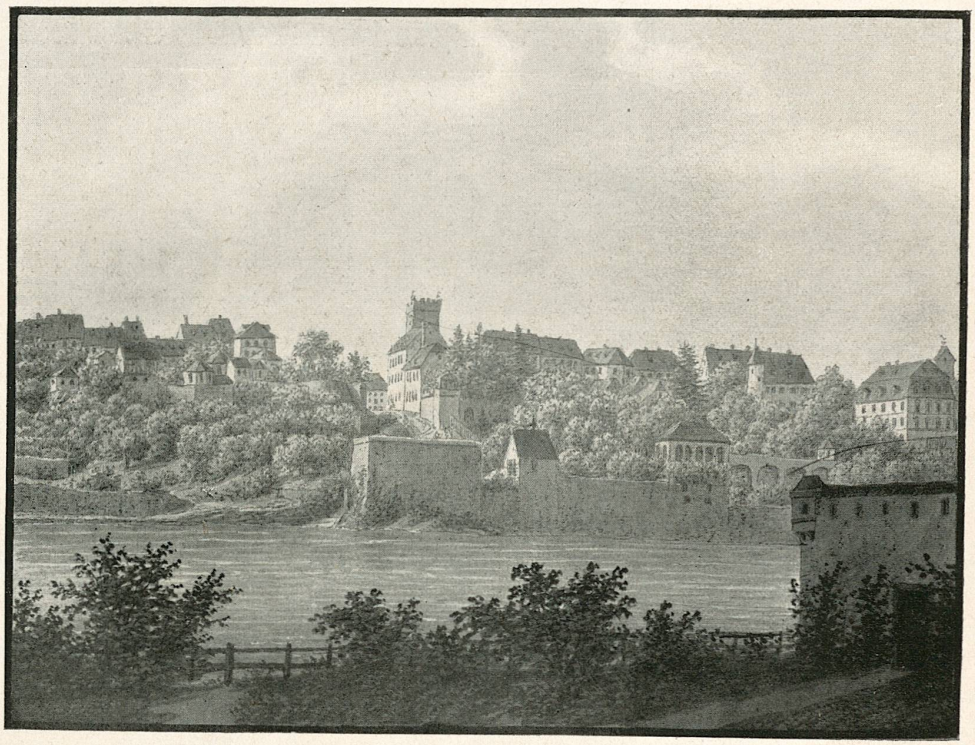


Abb. 9. Blick vom Herrenmätteli gegen den Harzgraben.

nicht weggespült wurden, sondern am Rheinbord übelriechende Tümpel bildeten; man nannte deren Geruch „wuerele". Vielleicht entsprang diesen Düften die Abneigung unserer Vorfahren gegen die „Rheinluft"; an allen möglichen Krankheiten sollte diese Schuld sein; darum warnten auch die Ärzte angelegentlich vor ihr. Aber trotz diesen Übelständen spazierte man gerne am Rhein, wo häufig an dem von Baum zu Baum geschlungenen Seile das frischgewaschene „Plunder" zum Trocknen fröhlich im Winde flatterte. Denn abgesehen von der einzig schönen Aussicht gegen das Münster hin, bot sich dem Auge gar manche Abwechslung: Bald kam ein mächtiger Floß („e Flootz",

sagte man) geschwommen und wurde durch einen der dazu bestellten „Rheinknechte“ sicher unter einem der steinernen Joche hindurchgelootst; und noch steht es dem Verfasser in lebhafter Erinnerung, wie einmal ein Floß, dessen Lenker dieser gesetzlich geforderten Maßregel zuwiderhandelten, in eines der hölzernen Joche auf der Großbasler seite hineingeriet und dort in Stücke ging; einer der Schiffleute — er hieß Gaßler und war aus dem aargauischen Koblenz — wurde zwischen Joch und Floßbalken ein-

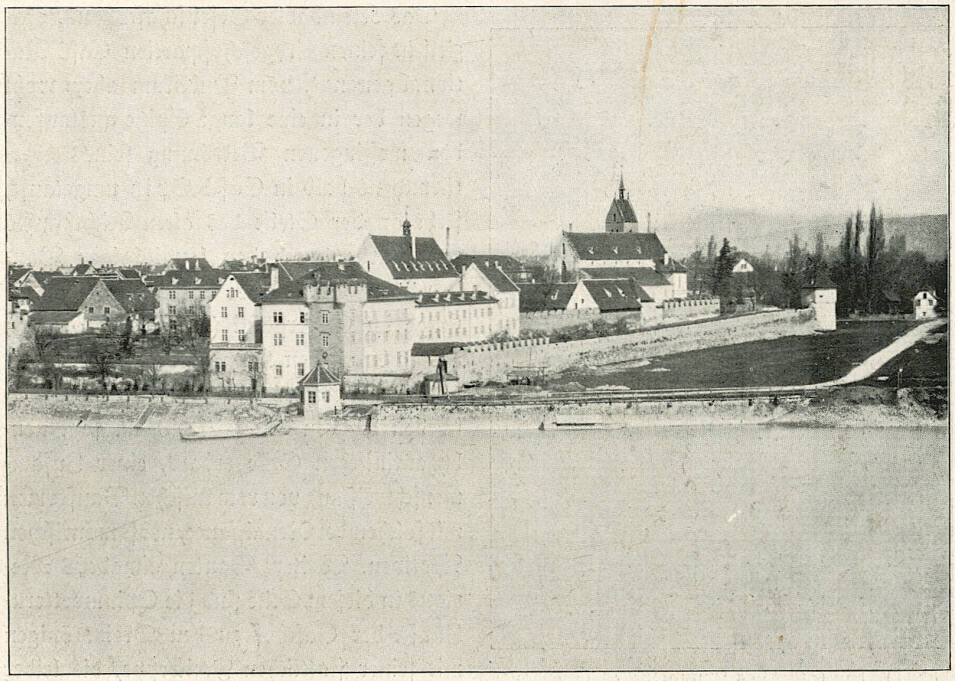


Abb. 10. Waisenhaus, Herrenmätteli und Stadtgraben.

geklemmt, und seine Weherufe erschallten jammervoll zu den Ohren der zahlreichen Menge auf der Rheinbrücke hinauf, die durch das Unglück war herbeigezogen worden. — Bald blieb der Blick an einem der Färberschifflein hangen, die im Rheinbett verankert und durch Laufstege mit dem Ufer verbunden waren; bald an einem „Weidlig“, von dem aus ein Schiffmann mit einer Stange, an deren Ende eine Art gekrümmter Gabel angebracht war, Rheinkiesel herausfischte, dem Material, mit dem damals unsere Straßen ausschließlich gepflastert wurden. Der wichtigste Tag am Rheinbord — wenigstens für die liebe Jugend — war aber der im Januar, wo der „Wilde Mann“ unter Böllerschüssen den Rhein herunterkam, auf seinem improvisierten Tanzboden unter

Trommelschall seine Künste vollführte, um dann von seinen beiden Genossen, dem Greifen und dem Leuen, mit den schönsten Verbeugungen empfangen und zu einem währschaften „z'Nüni" (saure Leber und viel Wein) in den Spitz geleitet zu werden. Am „Mähli" im freundlichen Spitz-Saale ging es dann recht fröhlich zu; die Gäste kannten einander noch persönlich, und man redete gut baseldeutsch. Die Hauptwürze des Mahles war jeweilen ein Gedicht von Papa Hindermann, welches, vortrefflich vorgetragen, in launiger Weise irgendeine Gegenwartsangelegenheit behandelte.

Abb. 11. Ein Stück des Zwingelhofes (überbaut).

Das Kleinbasler-Gesellschaftshaus, offiziell in seinen Erdgeschoßpartien Café National genannt, vom Publikum aber, wohl wegen der in eine lange Spitze auslaufenden messingenen Bekrönung seines Uhrtürmchens bald in Café Spitz umgetauft, steht an der Stelle des alten Richthauses und wurde durch den langjährigen Bauinspektor Amadeus Merian aus der Säge im Sägergäßli (einem Nachkommen des in demselben Hause geborenen berühmten Kupferstechers Matthaeus Merian) in den Jahren 1838—1840 im sog. neubyzantinischen Stile erbaut, einer Zusammenschweißung von romanischen Bauformen mit solchen der Renaissance, nebst maurischen Motiven. Weitere Bauten Amadeus Merians in diesem Stile sind die Spinnwettern-Zunft, der Gasthof zu den Drei Königen mit seiner stattlichen Freitreppe, die leider in der neuen Zeit der Korrektion des Blumenrains zum Opfer gefallen ist, der Neubau der Töchterschule am Totengäßli u. a. m. Eine Hauptarbeit Merians war, in Verbindung mit Architekt Riggenbach die innere Restauration des Münsters, welche in die erste Hälfte der 1850er Jahre fällt. Das praktische Resultat war ein vorzügliches, aber daß diesem Zwecke die vordere Krypta mußte geopfert werden, ist doch gewiß vom kunstgeschichtlichen Standpunkte aus recht zu bedauern.

Auch bei seinen andern Kirchenrestaurationen hatte Amadeus Merian nicht immer eine glückliche Hand, so bei der St. Albankirche, wo das Abschneiden eines großen Teils des Hauptschiffes, das Beseitigen des bergwärts gelegenen Seitenschiffes und das Anbringen der unschönen Kanzel am Ende des Chors gewiß nicht zu rechtfertigen

sind. Auch an der St. Theodorskirche ruft der an der Frontseite zwischen den kräftigen Strebepfeilern angebrachte Altan mit seinen schwächlichen Säulen, dem gußeisernen Geländer nebst den aus demselben Material hergestellten Kapitälen, die nicht zu dem alten Gotteshause passen, berechtigten Widerspruch hervor. Im Gegensatz dazu ist als ein gelungenes Werk Amadeus Merians die Vergrößerung der Clarakirche zu erwähnen, welche in die Jahre 1857—1859 fällt. Der Dachreiter derselben bezeichnet

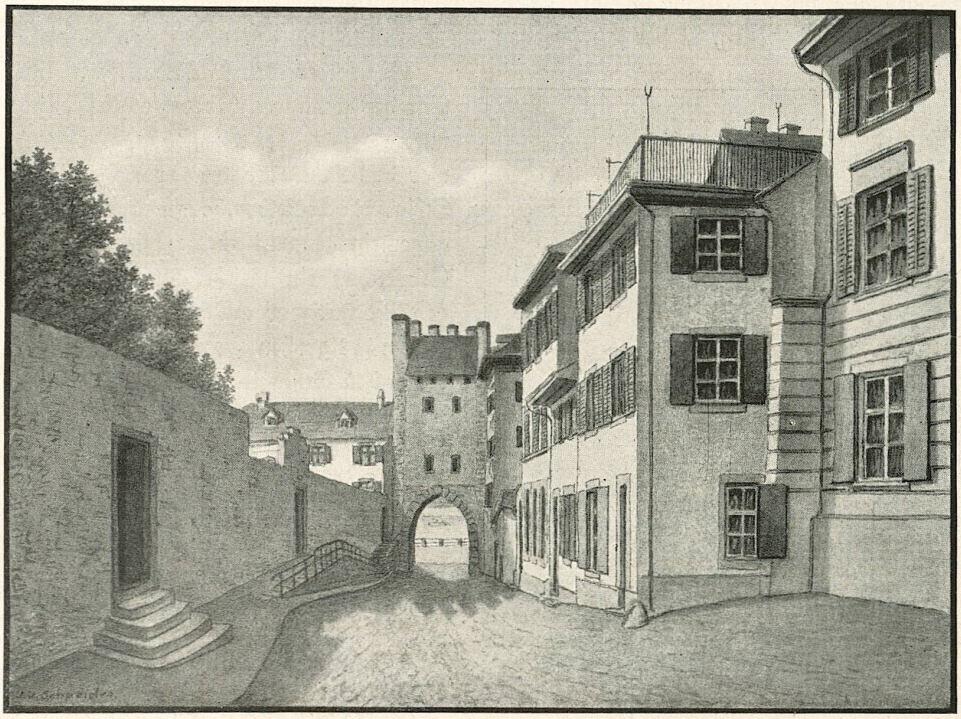


Abb. 12. Kleinbasler Rheintor (von innen.)

genau die Mitte der alten Kirche; die Hälfte der jetzigen Länge samt dem Chor ist neu und zwar so harmonisch den alten Teilen angepaßt, daß seinerzeit sogar einem so gewiegten Kenner wie Professor Rahn in Zürich in der Besprechung der Kunstdenkmäler der Schweiz die Neuheit dieser Teile entgangen ist. Die Clarakirche diente vor allem der katholischen Gemeinde; hingegen wurden damals auch noch die Dienstags-Gottesdienste der St. Theodorsgemeinde darin abgehalten; das Glöcklein, das die Kleinbasler zu deren Besuch einlud, hängt jetzt im Turme der Chrischona-Kirche.

Das Kleinbasler Gesellschaftshaus, der Spitz, bot zur Zeit seiner Erbauung einen viel stattlicheren Anblick dar als jetzt, weil es durch den unharmonischen Anbau —

das neue Gesellschaftshaus — noch nicht erdrückt war, sondern an der Stelle des letzteren noch die bescheidenen altersgrauen Mauern der früheren Niklauskapelle und des alten Hauses „zur Hären" zu sehen waren, und es ferner gegen die Straße hin noch nicht wie jetzt durch den Neubau der Mittlern Brücke „verlocht" war.

Sehr stattlich nahm sich auf der andern Seite das Haus zum Waldeck aus, mit seinen hübschen Seitentürmchen, seiner Galerie im 3. Stock rheinwärts und seiner Bogenhalle im Erdgeschoß, welche das Fleischverkaufslokal Kleinbasels, die kleine School, in sich barg, in der sich jeweilen am Vormittag ein bewegtes Leben abspielte.

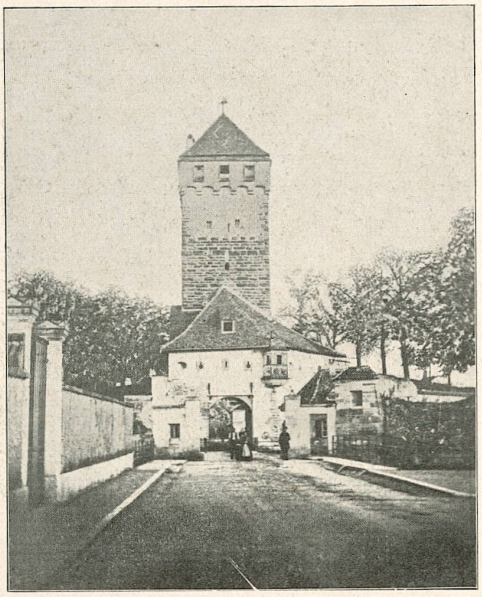


Abb. 13. St. Johanntor.

Gegenüber dem Waldeck, die linke Ecke der damaligen Grempergasse (jetzt untere Hälfte der Greifengasse) bildend, war das Haus der „Sparene", wie die Inhaberin desselben, Frau Sparen-Vest, allgemein genannt wurde; sie führte im Erdgeschoß ein weitbekanntes Merceriegeschäft und war auch die glückliche Besitzerin des großen Horburg-Gutes mit dem alten Schlößlein darauf hieher vom „Wiesemer-Wäldemli". Jetzt hat die Engelmann'sche Apotheke in diesem Eckhause ihre freundliche Heimstätte gefunden, und seine Außenseite ist von dem kunstsinnigen Besitzer mit flotten Wandmalereien ausgestattet worden (s. Abb. 37).

Gehen wir die untere Rheingasse hinab, rechterseits am Hause des Herrn Rats- und Bannherrn Leonhard Heusler und an der Merianschen Säge und Öle und linkerseits an der Neumühle des Herrn Krauer-Treu, mit dem rauschenden Teichzusammenfluß davor vorbei, so sehen wir zwischen dem Anfang der Webergasse und dem Schwibogen, der den Anfang des „kleinen Klingentals" bildet, ein großes, aber ganz einfaches Haus vor uns, an dem ein Handwerkerschild mit einem Füllhorn, aus dem sich Schuhe aller Art entleeren, meldet, daß hier der ehrbare Schuhmachermeister Niklaus Schäfer wohnt; die wenigsten von denen, die vorübergehen, wissen aber, daß dieser der Sohn des zur Zeit der Helvetik vielgenannten Orismüllers Schäfer ist, eines Mannes, der damals eine hervorragende und durchaus ehrenvolle Rolle gespielt hat. Dessen Urgroßsohn hat wohl manchem Leser des Neujahrsblattes im Gymnasium die Anfangsgründe der lateinischen Sprache beigebracht.

An der untern Webergasse Nr. 12 treten wir darauf unter das Dach der weit auf die Straße hinausreichenden Schmiedbrücke des Herrn Bienz, schauen ein wenig dem Hufbeschlag zu, nehmen eine Nase voll von dem Duft, den das heiße Eisen auf dem Pferdehuf hervorruft, und falls wir unterdessen hungrig geworden sind, so kaufen wir gegenüber von der Schmiede beim Gugelhepfli-Fäsch, dem stadtbekannten Bäckermeister, von seiner stets frischen Ware.

Dann streben wir dem Klingental zu. Aber dort steht unter der Tür des Hauses Nr. 15 der alte Herr Adam Schuler-Dünner, und wie wir ins „Gspreechle" mit ihm hineinkommen, erzählt er uns, wie er vor vielen Jahren — er wohnte damals an der Schneidergasse — heimlich auf seinem Estrich die Haut eines hingerichteten Wälders nach den Regeln seiner Weißgerberkunst gegerbt habe, und wie diese Haut jetzt eine Hauptsehenswürdigkeit der anatomischen Sammlung im untern „Colajum" (Collegium), dem jetzigen Universitätsgebäude am Rheinsprung, bilde. Im weiteren Gespräche kommt er dann auch noch auf seine mannigfaltigen Erlebnisse während der Baselbieter Wirren zu Anfang der 1830er Jahre zu reden, gehörte er doch zu denjenigen Stadtbaslern, die man als die „Wurmässigen" zu bezeichnen pflegte, weil sie die Meinung vertraten, die Baselbieter seien eigentlich mit ihren Forderungen der Stadt gegenüber gar nicht so sehr im Unrecht. Er zog damals mit seiner ganzen Familie nach Liestal und gerbte seine Felle im nahegelegenen „Benzbuur". Nach vielen Mißerfolgen und unangenehmen Erlebnissen in der neuen Heimat kehrte er später in die alte Vaterstadt zurück und erwies sich im Cholerajahre 1855 als einer der treuesten Helfer, als es sich darum handelte, aus den besonders von der Seuche bedrohten Häusern an der obern Rheingasse die noch gesunden Einwohner in die Klingentalkaserne zu „evacuieren", wie man nach heutigem Sprachgebrauch sagen würde.

Abb. 14. Gütlein an der Mittleren Straße.

Das alte Klingental war anno 1850 noch nach allen Richtungen hin von Mauer und Turm umgeben; längs der erstern waren auf der Innenseite große Bauholzvorräte aufgestapelt und boten der Jugend, deren Lieblingsspielplatz das „Klinggi" war, die feinste Gelegenheit zum „Versteckerlis" machen. In der Ecke gegen das Bläsitor hin waren Schopf und Arbeitsplatz der Bauämtler, von denen die Rede ging,

daß sie beim ersten Ton der „Halberzwelfi"-Glocke, die für ihr Gewerbe das Ende der Morgenarbeit ankündigte, das schon zum Hieb ins Holz erhobene Beil wieder senkten, ohne den Schlag auszuführen: so pünktlich waren sie. Die Kasernenräumlichkeiten, in denen der alte Herr Seiler regierte (er war daneben auch Gerichtsweibel und schritt als solcher würdig und breitspurig mit dem „Glack" auf dem weißen Haupte durch die Straßen), waren viel kleiner und unansehnlicher als jetzt, teilweise alte Kloster-

Abb. 15. Gütlein an der Riehenstraße.

räume, teilweise primitive Riegelbauten, an deren Außenseite Treppen von einfachster Holzkonstruktion zum ersten Stocke führten, wo die Soldatenzimmer waren. Die Trommler, die den ausziehenden Soldaten voranschritten und in langsamerem aber dafür ausdrucksvollerem Tempo ihrer Pflicht oblagen, als es jetzt geschieht, standen unter der Leitung des stadtbekannten Dresi Sulzer, der besonders am Abend die Kunst besaß, nicht nur mit den Trommelschlägeln zu wirbeln, sondern oft auch mit den Beinen, was ihm dann je und je einen Tag „schwarzen Bollis" (chambre de police) von seiten seiner sonst nicht allzustrengen Obern eintrug. Zwischen dem Querflügel der Kaserne und der

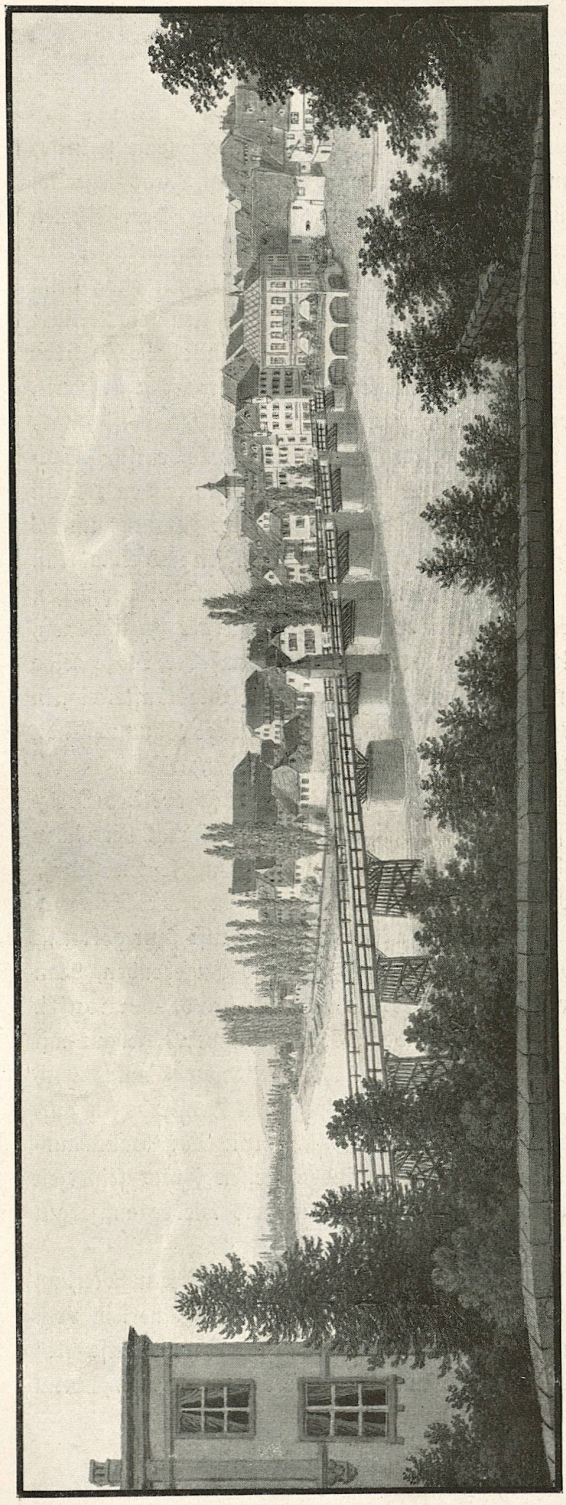


Abb. 16. Die Rheinbrücke.

Stadtmauer am Rheine befand sich der erste Turnplatz unserer Stadt und an der Mitte der Mauer gegen den „Schindgraben" hin (jetzt Klingentalgraben) die Reitschule. In den jetzt noch ziemlich unverändert dastehenden Gebäuden des kleinen Klingentals war die Armenschule untergebracht, deren Schüler schon von weitem an ihren reistenfarbigen Kleidern als Almosengenössige zu erkennen waren, außerdem die Arbeitsanstalt für alte und gebrechliche Leute, die sich jetzt im Silberberg an der Ltengasse, dem stattlichen ehemals Ritter'schen Hause, befindet; der ziemlich dunkle Saal rechts vom Treppenaufgang hat eine wohlerhaltene gewölbte Holzdecke. Links von der Treppe war die rundbogige Stalltür, aus welcher im Herbst die Kühe des Lehenmanns Chiro unter heimeligem Schellenklang auf die Weide vor dem Bläsitor (Abb. Nr. 18) zogen.

Treten wir von der Rheinbrücke her ins Großbasel ein, so liegt links zunächst der Polizeiposten vor uns, und auf ihn folgen (s. Abb. 17), als Anfang der Eisengasse einen gemeinsamen Giebel bildend, das Haus zum Rheineck mit der Zuckerbäckerei Soultzener und das Buxtorf'sche Haus mit dem

Tabak- und Spezereiladen im Erdgeschoß. Im ersteren hatte an der Wende des 18. Jahrhunderts das nach ihm benannte „Kämmerlein zum Rheineck" seine politisch bedeutsamen Zusammenkünfte, und dessen eifriges Mitglied war neben Joh. Lucas Legrand, Joh. Heinrich Wieland, Buxtorf, Münch, Frey und Peter Vischer aus dem Blauen Haus der Apotheker Wernhard Huber. Die rechtseitige Ecke des Rheinsprungs bildet die schon erwähnte stattliche Spinnwetternzunft, deren kuriosen Namen etwa beim Zunftessen der humoristische Herr Meister bei seiner „Brotis"-Rede von „wetterlich" und „spinnen" (= gehörig essen) ableitet, während der gelehrte Herr Konrektor Fechter uns durch urkundliche Beweise überzeugt, daß der älteste Besitzer dieser Eckliegenschaft, von dem wir Kunde haben, Spichwerter geheißen hat, und daß dieser Name sich nach und nach in das ganz unverständliche „Spinnwettern", das man baseldeutsch „Spiwettern" ausspricht, umgewandelt hat. Dieses Haus ist das einzige unter den neuen Häusern der im Jahre 1838 erweiterten Eisengasse, das durch seine Bauart unsere Aufmerksamkeit zu fesseln vermag. Besser gelingt dies den alten Häusern und Häuslein, die rechterseits stehen geblieben sind, so dem des Kammachers Rosenmund, vor dessen Fenster die Schuljugend gar oft stehen blieb, um dem fleißigen Meister zuzuschauen, wenn er grimmigen Angesichts mit einer derben Hornbrille vorn auf der Nase seine Kämme verfertigte. Vor ihm am Fensterrand war ein bescheidenes Glaskänsterlein, in dem die fertige Ware zum Verkauf ausgestellt war. Das ebenso schmale Haus nebenan hatte den heimeligen Namen: „Zum Docketekänsterli" (Puppenkästchen).

Schräg gegenüber war das Haus des Herrn Oberst A. Hübscher, des Pelzhändlers, welcher Napoleon III. so auffallend glich, daß er deswegen einmal bei einem Besuch in Paris fast in Ungelegenheiten hineingeraten wäre. Im letzten Hause links war der weitbekannte Vonder Mühll'sche Seidenladen.

Und nun biegen wir linkerhand in die Sporengasse ein: Im Hause „zur goldenen Münz", an der linken Ecke ist ein lebhafter Verkehr von Ab- und Zugehenden, denn hier ist die Drogerie und Materialwarenhandlung der Firma Leonhard Bernoulli. Die Hausfront ist im behäbigen Stil des ausgehenden 18. Jahrhunderts gebaut mit breiter Haustür und ebenso breitem Ladenfenster; eine „Montre" war damals noch nicht nötig, um die Käufer anzulocken, hingegen deuteten einige am Fensterbogen aufgehängte große Muscheln auf die Natur des Geschäftes hin. Wie das Haus ausgesehen hat, kann der freundliche Leser jetzt noch sehen, indem dessen Front seinerzeit sorgfältig abgebrochen und im Hofe unseres Historischen Museums wieder aufgebaut worden ist.

Schräg gegenüber war der stadtbekannte „mittlere Laden" des Herrn Merian, vulgo „Strickseckel". Der Besitzer wurde aber ernstlich böse, wenn ein Bäuerlein vom Lande ihn beim Eintritt in den Laden treuherzig mit „Guete Tag, Her Strickseckel!" begrüßte. Dort kaufte u. a. die Jugend Pulver und Feuerwerk aller Art ein, wenn

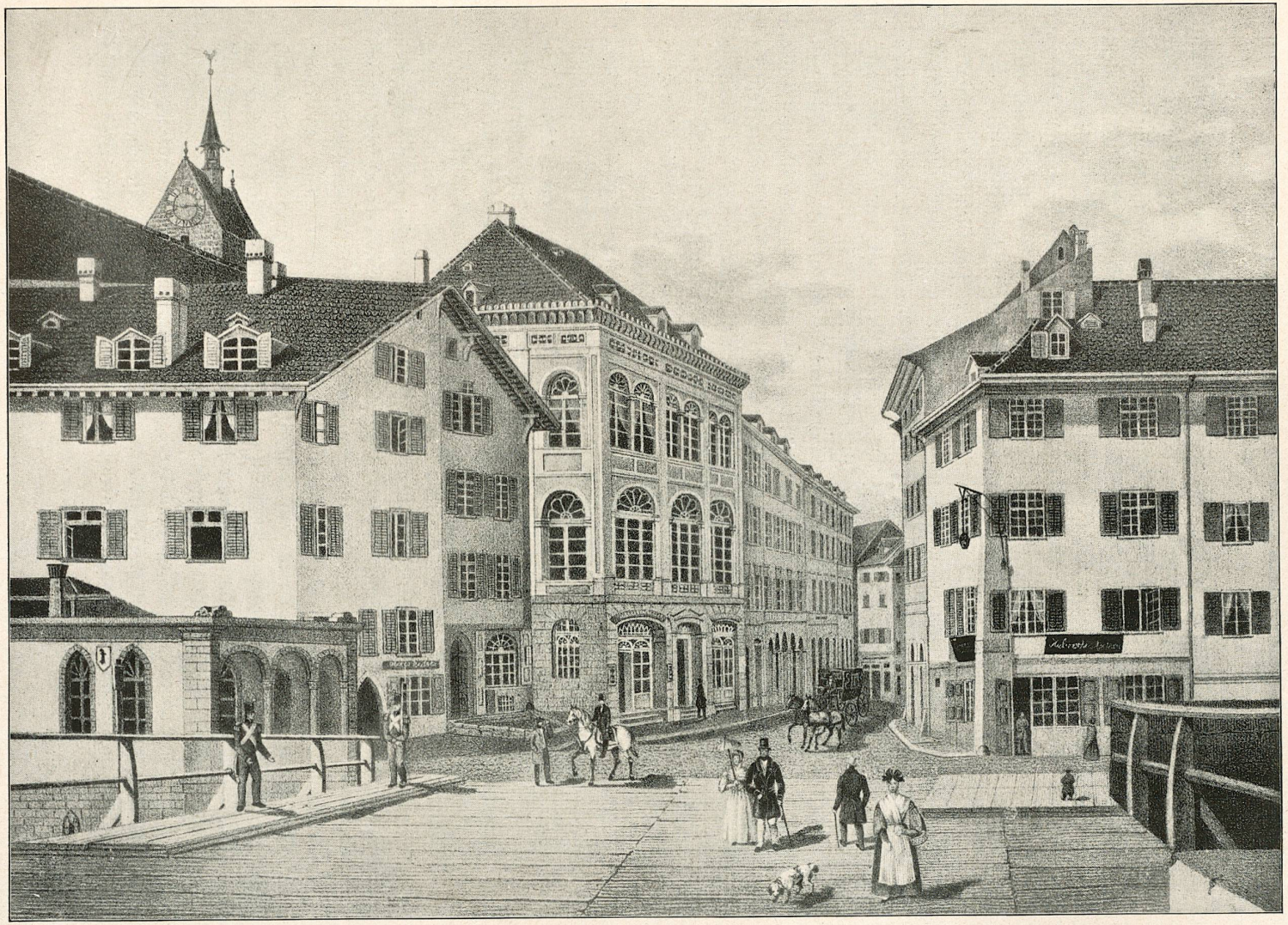


Abb. 17. Die Rheinbrücke.

die schöne Zeit herangekommen war, wo man auf dem Gut oder dem Gütlein draußen vor dem Tor „herbstete". Etwas weiter führt uns ein schmales Sackgäßlein nach der „Metzgernstube", in der Herr Pfannenschmied das Szepter führte, und dann kam mit ihren zwei großen Bogentüren die große School, die Hauptfleischhalle Großbasels (in der Weißen Gasse war noch eine kleinere), die sich auf geräumigem Areal, auf dem ein Heer von Ratten seine Schreckensherrschaft führte, gegen die Sattelgasse hin erstreckte; auf diese mündete das eigentliche Schlachthaus aus, in dem alle Morgen unter den Augen der zahlreich herbeigeeilten Schuljugend geschlachtet wurde.

An der linken Ecke des Martinsgäßleins war der Paravicini'sche Eisenladen „zum Agtstein", dort bekamen wir Buben für ein Pfund alter handpapierener Schulhefte einen Batzen. An der rechten Ecke befand sich, wie jetzt noch, der vielbesuchte Spezereiladen der „Witwe Riggenbach zum Arm". Gehen wir von der „Goldenen Münz" geradeaus, so gelangen wir zur Brotlaube (s. Bild 19), welche Straße ihren Namen daher hatte, daß auf ihrer linken Seite Brot, Weckli und Halbbatzenlaibli verkauft wurden; wir könnten von einer Brot-Zentralhalle reden, wenn der Name für das bescheidene Erdgeschoßgebäude passen würde. Auf der Hofstatt rechterseits erhob sich das Haus zum Lichtenstein in schönen spätgotischen Bauformen und mit stattlicher Dachwinde, früher im Besitz der Familie VonderMühll. Dann folgte eine Mauer über den Birsig, an deren dem Flusse zugekehrter Seite vogelnestartig eine der spärlichen öffentlichen Bedürfnisanstalten jener Zeit hing, besonders für die Jugend eine wahre Hochschule der Unreinlichkeit und des moralischen Unflats. Auf unserm Bilde blickt uns sodann das jetzige Stadthaus entgegen, damals das Postgebäude, durch dessen hohes Portal die stattlichen fünfspännigen Posten von Bern und Zürich in den Posthof hineinfuhren, um dort von Herrn Postmeister Bernoulli empfangen zu werden. In der Mediationszeit tagte von 1806—1812 die Eidgenössische Tagsatzung im schönen Saale des ersten Stockwerks. Gegenüber dem Postportal, da wo jetzt ein einfacher Brunnen steht, ging's ungefähr fünfzehn Stufen hinab zum Post-Brünneli, einem sogenannten Lochbrunnen, der dort in der Tiefe des Birsigtales entsprang und aus zwei Messingröhren reichliches Wasser lieferte, das in der ganzen Stadt wegen seiner kühlen Temperatur in großem Ansehen stand und von überallher für die Kranken geholt wurde. Die Straße rechterseits, die von dem altberühmten Gasthof zum Storchen her den Namen Storchengasse führte, bringt uns nach dem Fischmarkt, damals noch einem einheitlich geschlossenen Platze, mit dem schönen Brunnen in der Mitte. Nicht weniger als fünf Gassen und Gäßlein mündeten außer der Storchengasse auf ihn ein, zunächst das Kaltkellergäßlein, dessen linke Ecke bildete die Fischernzunft; in deren Erdgeschoß war das leckerlyberühmte Café Schlegel, und der damalige Straßenverkehr erlaubte es noch, daß nach dem „Zimmisessen" die kaffeetrinkenden Herren an kleinen Tischlein vor dem Hause sitzen und ihr Domino oder Kartenspiel im Freien machen konnten. Das andere

Eckhaus barg in sich die Fischmarkt-Apotheke mit dem holzgeschnitzten Löwen vor dem Fenster.

Doch gehen wir etwas weiter, so empfängt uns das geheimnisvolle Halbdunkel der Gäßlein des Petersberges. Zunächst geht's linkerhand gegen die Badanstalt zum Brunnen, welches Haus in alten Zeiten der sogenannten hohen Stube angehörte, und wo sich die vornehmen Acht-Bürger zu wichtigen Besprechungen und vor allem zu glänzenden Gastmälern vereinigten, letzteres besonders wenn es galt, hohe Gäste würdig zu empfangen. Links vom Hause zum Brunnen führte ein steiles Gäßlein, das Brunnengäßlein, zwischen dem alten Gelasse des Ringelhofs und einer der Pfarrwohnungen von St. Peter (dem jetzigen Brockenhaus) an die Petersgasse hinauf. Als es aber infolge der Anhäufung von Unrat aller Art gar zu schmutzig wurde, wurde es durch das löbliche Bauamt unten und oben durch Bretterwände verschlossen.

Abb. 18. Bläsitor.

Weiterhin führt uns der Weg den Petersberg hinauf gegen die links in einem einspringenden Straßenwinkel gelegene alte Wirtschaft zur Meerkatz hin; ein Exemplar eines solchen Geschöpfes war am Hause angemalt. Vorher fesselt vielleicht auf derselben Seite die bescheidene Auslage des Herrn Jeremias Frei, des Knopfmachers unsere Aufmerksamkeit; er fabrizierte als Spezialität die Schnüre und Quasten (Zozzeln), mit denen die Studenten und Turner damals ihre Pfeifen schmückten und in burschikoser Weise ihre Hosen gürteten.

Dort bei der Meerkatze stand in alten Zeiten, wie uns Fechter berichtet, der finstere Schwibogen, und wohl in Erinnerung an ihn heißt jetzt noch das Haus Petersberg 15 „zum kleinen Schwibogen". Im Adreßbuch von 1862 tragen zwei Häuser dieser Gegend den Namen Meerkatz, die Nummern 19 und 26, aber irrtümlicherweise, denn laut einer alten Chronik hieß das Haus Nr. 26 „das Beckenhaus bei der Meerkatz" und folgendes wird von ihm in dem erwähnten Büchlein berichtet, das im Jahre 1617 erschienen ist und den Titel hat: Nachtigall, Das ist: Ein schöne historische Beschreibung, von den sechs Straffen, mit welchen der Herr

unser Gott, die herrliche, und in aller Welt hochberümbte Stadt Basel..... heimgesucht hat. Auf das fleißigste zusammengezogen durch Johan Rudolf Klauber, Notarius und Burger zu Basel. „Anno 1549 den 10. October zu Nacht um 10 „Uhr kam ein Feuer aus in des Becken Haus bei der Meerkatzen, welches etlich Tag „unter der Erden gebrennt, endlich ausgebrochen. In diesem Feuer verbrannte der „Meister, welcher das Höllisch Feuer denselben Tag in das Haus geflucht hat.... „Anno 1564 verbrannte des Becken Haus bei der Meerkatze wiederum am hellen Tag „auf den Boden weg, ist wieder aufgebaut worden und hernachen wieder verbrunnen. „Über das ist es lang öd gestanden; endlich weil es Niemand mehr bewohnen und „bauen wöllen, hat es die Obrigkeit wieder aufrichten lassen und ein Zeughaus daraus „gemacht u. s. w." Später diente es dann wieder verschiedenen Zwecken, als Wohnhaus und als Magazin; aber noch lange hieß es, „es geiste darin".. Im September 1914 verschwand es vom Erdboben, und mit den dunklen Gäßlein, die in jener Gegend jetzt alle mit Ausnahme des Brunnengäßleins verschwunden sind, werden nun auch alle die alten Geistergeschichten verklingen.... Jetzt steht nicht weit von der Hofstatt des alten „Beckenhauses bei der Meerkatz" ein stattlicher Neubau mit einer Wirtschaft im Erdgeschoß, deren Besitzer wieder die alte Meerkatz als Wirtsschild gewählt hat. Wie schade ist es aber, daß statt der braven spielenden Knaben, die man dort in Stein gehauen erblickt, nicht einige sich balgende Meerkatzen zur Darstellung gekommen sind!

Auf den Fischmarkt zurückgekehrt gehen wir um das hochragende Haus des Herrn Schuhmachermeister Soller herum und gelangen nach der Schwanengasse, so geheißen von dem rechterseits an ihr gelegenen und einen einspringenden Winkel bildenden Gasthof zum Schwanen; von da an wurde sie ziemlich enge. Der Gasthof links unten war die Blume, während der Zeit der ersten Rhein-Dampfschiffahrt hieß er aber zum Anker. Die gegenüberliegende Schmiede hieß aber immer die „Blumenschmiede". Der ursprüngliche Gasthof zur Blume stand auf dem Blumenplatz und mit ihm verschmolzen die alte St. Brandolfs Kapelle. Noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts war dort eine arge „Winklete", denn die daselbst ausmündenden Gäßlein waren zum Teil so eng, daß es vor dem Jahre 1755 unmöglich war, von der Schifflände aus direkt mit einem Fuhrwerk nach dem Blumenplatz zu gelangen, sondern es konnte dies nur geschehen, wenn man vom Rheintor herkommend den Umweg durch die Kronengasse, über den Fischmarkt und von da durch die Schwanengasse machte. Anno 1755 wurde aber diese Gegend eingehend korrigiert, und die breit angelegte Straße, die nun von der Schifflände aus direkt zum Blumenplatz führte, erhielt den Namen „Neue Straße" und es war dieser noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts am Eckhause gegen den Gasthof zu den 3 Königen hin (Doswald'sche Zuckerbäckerei) zu lesen. An die alten engen, winkligen Verhältnisse erinnert der früher oft gehörte Kindervers:

Abb. 19. Brotlaube.

Z'Basel uf em Bluemeplatz
In de-n-enge Gasse,
Het e Dierli Hochzit gha
Und au danze lasse.

S'gygt e Fuchs und s'danzt e Haas,
S'schloht e-n-Eseli d'Trumme,
Alli Dierli, wo Wädeli hend,
Solle zuer Hochzit kumme.

Doch nun zurück auf den Fischmarkt, am Goldschmiedladen des Herrn Schalch und der noblen „Montre" der „Brändlene" vorbei. Die letztere, Frau Brändlin-von Mechel, galt als die erste „Modiste" der Stadt, und bei ihr ließen die vornehmen Frauen ihre Hüte machen; die Kleider aber bezogen sie von der „Pfannenschmiedene" in der Freienstraße Nr. 46. Um die Ecke herum geht's in die Kronengasse, die in ihrem Anfangsteil breiter war, sich dann zu einem kleinen Plätzlein erweiterte, auf dem ein Schlosser hantierte, um endlich wieder als ziemlich schmaler Riemen in die Schifflände auszumünden. An dem Plätzlein wohnte in Nr. 7 im Haus zum gelben Mönch Herr Dr. med. Scherb; im Erdgeschoß hatte er, wie eine Anzahl seiner Kollegen jener Zeit, eine gut besuchte „Balbierstube", in der außer der Gesichts- und Kopfverschönerung durch Rasieren und Haarschneiden auch die sog. „niedere Chirurgie", Zahnausziehen, Schröpfen, „zu Aderlassen" u. s. w. zur Ausführung kam. Darum hießen in alten Zeiten die Ärzte „Schärer" und waren (und sind es zum Teil jetzt noch) Mitglieder der Zunft zum goldenen Stern (Schärer, Maler und Sattler). Auf das genannte Plätzlein mündete das Kronen„gäßlein" aus, das in winkligem Verlauf sich von der Eisengasse dort hinunter erstreckte. Über einer seiner Haustüren war bis in die letzte Zeit in Stein gehauen ein gesatteltes Pferd zu erblicken, der Handwerkerschild des Sattlermeisters Ramspeck. In die Kronengasse endigte auch noch das Tanzgäßlein, das seinen Namen dem Holbein-berühmten Hause „zum Tanz" an der Eisengasse verdankte. Im Eckhause rechterseits arbeitete im halbdunklen Erdgeschoß der Buchdrucker Wassermann an seiner altmodischen Druckerpresse. Parallel mit dem Tanzgäßlein verlief, wie jetzt noch, das Helmgäßlein auf den Fischmarkt hinunter; in dem Eckhause linkerseits war die Neukirch'sche Buchhandlung, im rechtsseitigen war und ist jetzt noch das Café Helm. Die Ecke der Kronengasse gegen die Schifflände hin bildete der Gasthof zur Krone, und unmittelbar nebendran stand der geräumige Gasthof zum Goldenen Kopf, mit großer Gaststallung im Erdgeschoß. Der Name „Kopf" hatte nichts mit dem menschlichen Haupte zu tun, trotzdem am Wirtsschild ein solches zu sehen war, sondern hatte die Bedeutung von Humpen, Trinkgeschirr. Schräg gegenüber am Rheinufer stand das Rheinlagerhaus, mit seinem gewaltigen Krahn zum Heben der Schiffsgüter. Es wurde dann später in eine Gewerbehalle umgewandelt. Der Schild mit dem Baselstab an der Fassade war von zwei Löwen gehalten. Im Eckhause Schifflände-Eisengasse befand sich die Huber'sche Apotheke. Auf der Bank vor dem Hause, saß gar oft in eifrigem Gespräch mit dem Herrn Apotheker unser Herr Professor Schönbein.

Nun wollen wir zum Totengäßlein zurückgehen: Früher glaubte man immer, sein Name rühre daher, daß beim großen Erdbeben viele Flüchtende durch herabstürzende Mauerteile darin den Tod fanden. Das ist aber unrichtig, denn das Gäßlein hieß schon vor dem Erdbeben Totengäßlein, weil durch dasselbe die Toten aus den untern Teilen jener Stadtgegend zur Beerdigung auf den Gottesacker bei der Peterskirche hinaufgetragen wurden. Seine linke Ecke war in den Fünfzigerjahren durch den Postschopf gebildet (jetzt Feuerwehrmagazin), dann kam die Töchterschule (die Schule selbst wurde von jedermann als „'s Totegäßli" bezeichnet). „I kumm im Friehlig in's Totegäßli", sagte die Schülerin der obersten Klasse der Gemeindeschule und meinte damit nicht das Gäßlein, sondern die höhere Schulstufe. Die ganze Hofstatt, zum Sessel genannt, war in alten Zeiten Eigentum des berühmten Buchdruckers Johannes Froben. Gehen wir in den Hof hinein, so erblicken wir im 1. Stock des Nebenhauses rechterseits durchs offene Fenster hindurch die Gewölbgurten der ehemaligen Hauskapelle.

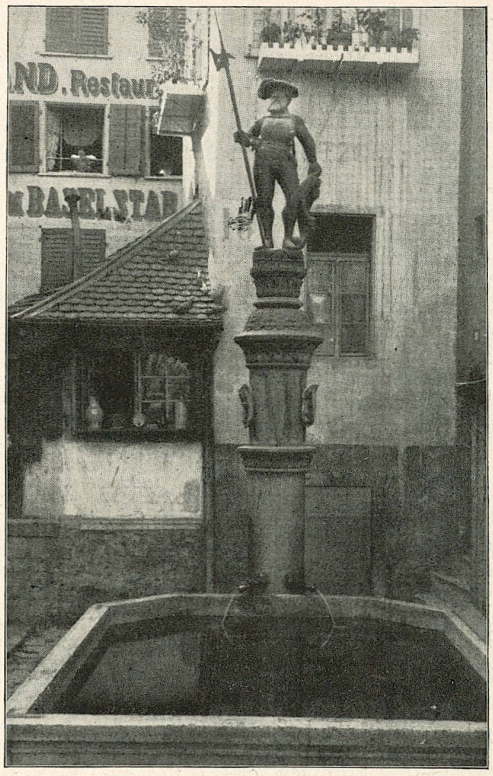


Abb. 20. Kornmarktbrunnen.

Eine Schönheit des Gäßleins wird schon damals, so gut wie jetzt, übersehen worden sein, nämlich linkerseits in der Höhe die prächtigen spätgotischen Fenster im Hinterhause der Linder-Hopf'schen Liegenschaft am Nadelberg Nr. 3. Oben angekommen, wenden wir uns rechts und machen in dem großen Hause gegenüber dem Chor der Peterskirche (dem jetzigen Martha-Stift) der Besitzerin, der „Jumpfere-n-Eglinger" einen kurzen Besuch; denn ihr Name ist in allen ältern Basler Familien gar gut bekannt und zwar wegen eines eigentümlichen alten Brauches. Es galt nämlich damals für Brautleute als unanständig, ohne Begleitung einer Ehrenperson auswärts einen Besuch zu machen. Als eine solche stand nun die „Jumpfere-n-Eglinger" in ganz besonderm Rufe, und dieser war so fest begründet, daß der Name „Jumpfere-n-Eglinger" überhaupt auf jede Person überging, welche

einem über Land reisenden Brautpaar diesen gewöhnlich sehr unwillkommenen Begleitdienst leistete.

Und nun linkerseits vom Totengäßli in den stillen Nadelberg hinein, wo die großen, würdigen Herrschaftshäuser stehen mit ihren schönen Gärten gegen den Petersgraben hin. Wir betrachten am Hause des Herrn Eman. La Roche-Vez, dem Engelhofe, das Standbild des Engels an der Ecke, mit dem Wappen der Eberlin an der Konsole und bekommen vom Besitzer auch die Erlaubnis, einen Blick in das wohlerhaltene Condé-Zimmer zu werfen, von dem in den Neujahrsblättern von 1897 und 1903 die Rede ist. In dem „Schönenhaus", jetzt Nr. 6, wohnte der originelle Herr Deputat La Roche mit seinem wallenden weißen Haar, der in den Behörden jeweilen seine Meinung mit großer Zähigkeit verfocht und unter Umständen den Gegnern, wenn ihm deren Meinung nicht behagte, ein flammendes: „Herr verzeihe ihnen, sie wissen nicht was sie tun", entgegenschleuderte. — Auch an das Haus Nr. 23, das damalige Almosenamt, werfen wir einen Blick hinauf: seine Fassade ist zwar im Stile des ausgehenden 18. Jahrhunderts umgewandelt, aber seine innern Teile, vor allem der gewaltige Treppenturm, weisen auf viel ältere Zeiten hin. Dort wohnte u. a. der berühmte Arzt, Professor und Kunstsammler Dr. Theodor Zwinger (1658—1724). Das stattliche Bischoff'sche Haus, Nr. 10, mit der gleichnamigen Tuchhandlung, mahnt uns durch seinen Namen Zerkindenhof an ein längst ausgestorbenes Basler Geschlecht.

Von der Ecke des Engelhofes aus gehen wir noch in die Stiftsgasse hinein und stehen vor dem Hause Nr. 4 still; wenn man durch die spitzbogige Haustür in den Hof eintritt, fühlt man sich sogleich vom Hauche einer alten, längst entschwundenen Zeit angeweht. Hier wohnte in der Mitte des 18. Jahrhunderts ein Mann, dem jeder Kunstliebhaber unserer Stadt zu großem Dank verpflichtet ist, der Stiftsschaffner Dienast, ein hochgeschätzter Kunstkenner und eifriger Sammler seiner Zeit. Ihm verdankt unser Museum viele seiner wertvollen ältern Bilder. Er war der Großvater der im Jahre 1797 geborenen Malerin Emilie Linder, die lange Jahre in München gelebt hat und dort zum Katholizismus übergetreten ist. Auch aus der Ferne bewies sie ihre Anhänglichkeit an die Vaterstadt durch reiche Schenkungen an unsere Kunstsammlung, und gar mancher Kunstjünger, der mutlos und mit leerem Beutel durch die Straßen der aufblühenden Kunststadt wanderte, oder der durch den damals in München grassierenden Typhus auf schweres Krankenlager geworfen wurde, fand bei ihr freundliche Aufnahme und reichliche Unterstützung, u. a. unser Böcklin.

In demselben Petersstifte wohnte in der Mitte des 19. Jahrhunderts der Oberlehrer zu St. Peter, Herr Kandidat Weiß; er war ein eifriger Zeichner und Aquarellist und hat durch eine große Zahl von Basler Ansichten, die er als braver Dilettant teils nach der Natur entwarf, teils von Künstlern jener Zeit kopierte, viel

dazu beigetragen, daß wir uns jetzt ein genaues Bild von dem damaligen Aussehen unserer Stadt machen können.

Doch nun gehen wir vom Nadelberg das Imbergäßlein hinunter, das vom Baugeist der Neuzeit noch ganz unberührt geblieben ist, kaufen unterwegs beim wackern Vorsänger von St. Peter, Herrn Melchior Schmid-Engressat ein Stück von seiner stadtbekannten selbstverfertigten Rindergall-Fleckseife und gelangen an die Schneider-

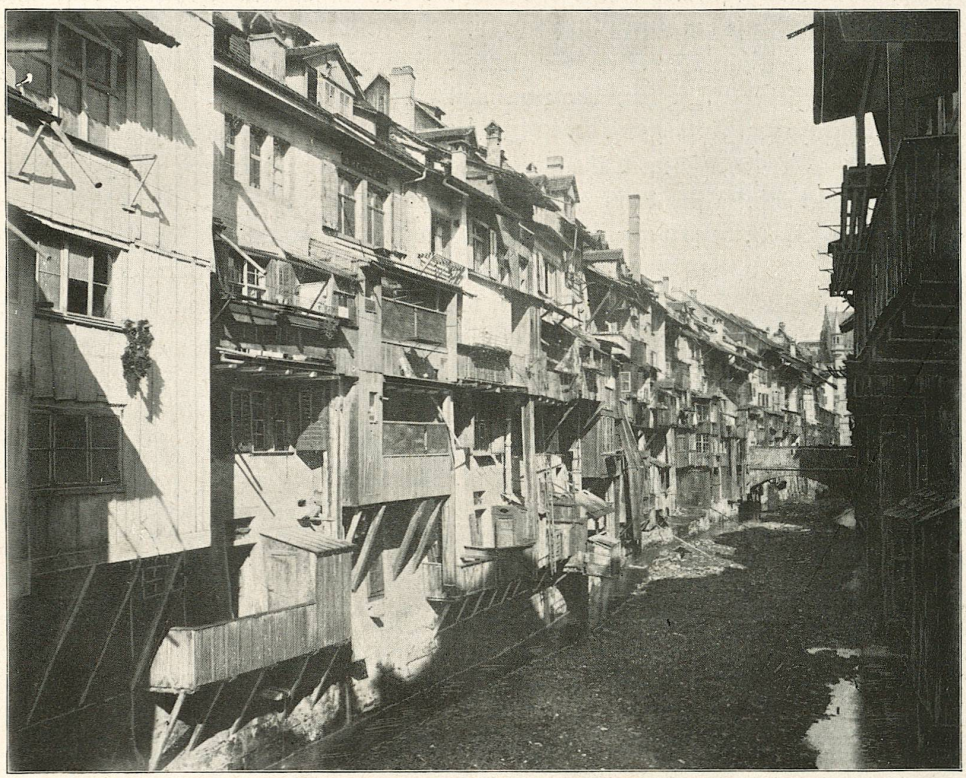


Abb. 21. Der Birsig (jetzt Falknerstraße).

gasse. In ihr fesselt an der Ecke gegen die Brotlaube das fünfstöckige turmartige Haus unsere Aufmerksamkeit, als ein noch in allen Teilen, auch im Erdgeschoß, wohlerhaltenes Bauwerk aus dem 16. Jahrhundert. Die Haustür mit dem schön gearbeiteten Tudorsbogen trägt in einem Schildlein die Jahrzahl 1531. Das Haus Nr. 7, zum Effringen, mit seinen imponierenden, derselben Bauzeit angehörigen Fenstern war Eigentum des Bürgermeisters Hans Rudolf Fäsch, der von 1572—1659 gelebt und eine Nachkommenschaft von 131 Köpfen hinterlassen hat. Jetzt hausen „Tschinggen“

in den oberen Teilen dieses Hauses. Ungefähr in der Mitte der Schneidergasse öffnet sich rechts der Andreasplatz, so geheißen, weil auf demselben eines der ältesten Gotteshäuser der Stadt, die St. Andreaskapelle gestanden hatte. Jetzt wird dort am Freitag ein gut besuchter Lebensmittelmarkt abgehalten. Bis vor kurzer Zeit war er besonders für die Jugend ein Anziehungspunkt, weil um Weihnachten nicht nur am Tage, sondern auch Abends bei Beleuchtung die Stände ihre Schätze zum Verkaufe darboten. Die links abgehende Sattelgasse war in ihrem Anfangsteil schmal und erweiterte sich dann beim Hause des Herrn Grunauer, des Secklers und Kappenmachers (bei dem man auch stets frische Forellen für Kranke und Rekonvaleszenten kaufen konnte), gegen den Teil der Gasse hin, der gemeiniglich „hinter der School" genannt wurde; rechts, ungefähr dem Anfangsteil der jetzigen Glockengasse entsprechend, war eine Sackgasse.

Beim Grunauer'schen Eckhause entsprang einer der „Lochbrunnen" der Stadt. Dieses Gebiet öffnete sich dann gegen den Markt. Linkerseits stand, von den Hinterhäusern der Sporengasse begrenzt, der große Kornmarktbrunnen mit dem Standbild des Heman Sevogel, das jetzt in prächtiger Bemalung den Brunnen auf dem Martinsplatz ziert. Das kleine Häuslein, das auf Abb. 20 links vom Brunnstock zu sehen ist, war das den Basler Hausfrauen wohlbekannte „Gschirrlädeli", wo diese nicht nur ihre Einkäufe von Geschirr und guter Bierhefe machen, sondern auch den Marktkorb einstellen konnten, wenn sie vor dem Heimgehen noch Kommissionen machen mußten. Das Interessanteste an diesem Häuslein ist aber die Tatsache, daß in ihm das erste Postlokal der Stadt gewesen ist.

Von „hinder der School" kommen wir auf den Markt, der damals wesentlich anders aussah als jetzt; er hatte die Form eines unregelmäßigen Quadrats und senkte sich ziemlich erheblich gegen den Kornmarktbrunnen hinab. Vom Rathause stand nur der Teil mit den drei gotischen Eingangstoren auf dem Markt, während die linksseitige Partie sich in die Sporengasse hinein erstreckte. Sie enthielt im Erdgeschoß den Polizeiposten, und vor diesem stand ein hölzernes Schilderhaus für den wachhabenden Stänzler; als es aber den wachsenden Verkehr hinderte, wurde am Ende der 1850er Jahre die rundbogige Nische als Ersatz aus der Dicke der Mauer herausgemeißelt, die uns nun durch ihre Bodenfläche genau angibt, um wie viel der jetzige Markt tiefer liegt als früher. Bei derselben Gelegenheit mußten auch die drei Bogentore vertieft und ihre massiven Gitter nach unten verlängert werden. Ein altehrwürdiges Haus mit imponierendem Giebel war der „Pfauen", der gegenüber dem Rathause die Ecke der Sporengasse bildete. Im Volksmunde hieß er „der Glasladen" und hatte seiner ganzen Breite nach gegen den Markt hin ein vorspringendes fast nur aus Fenstern bestehendes Erdgeschoß. Das jetzige Bankgebäude existierte noch nicht, sondern die Geschäftslokalitäten der „Bank in Basel" waren bis zum Jahre 1859 im Hause „zum Berner" an der Freienstraße (später Georg Kiefer'sches Geschäft)

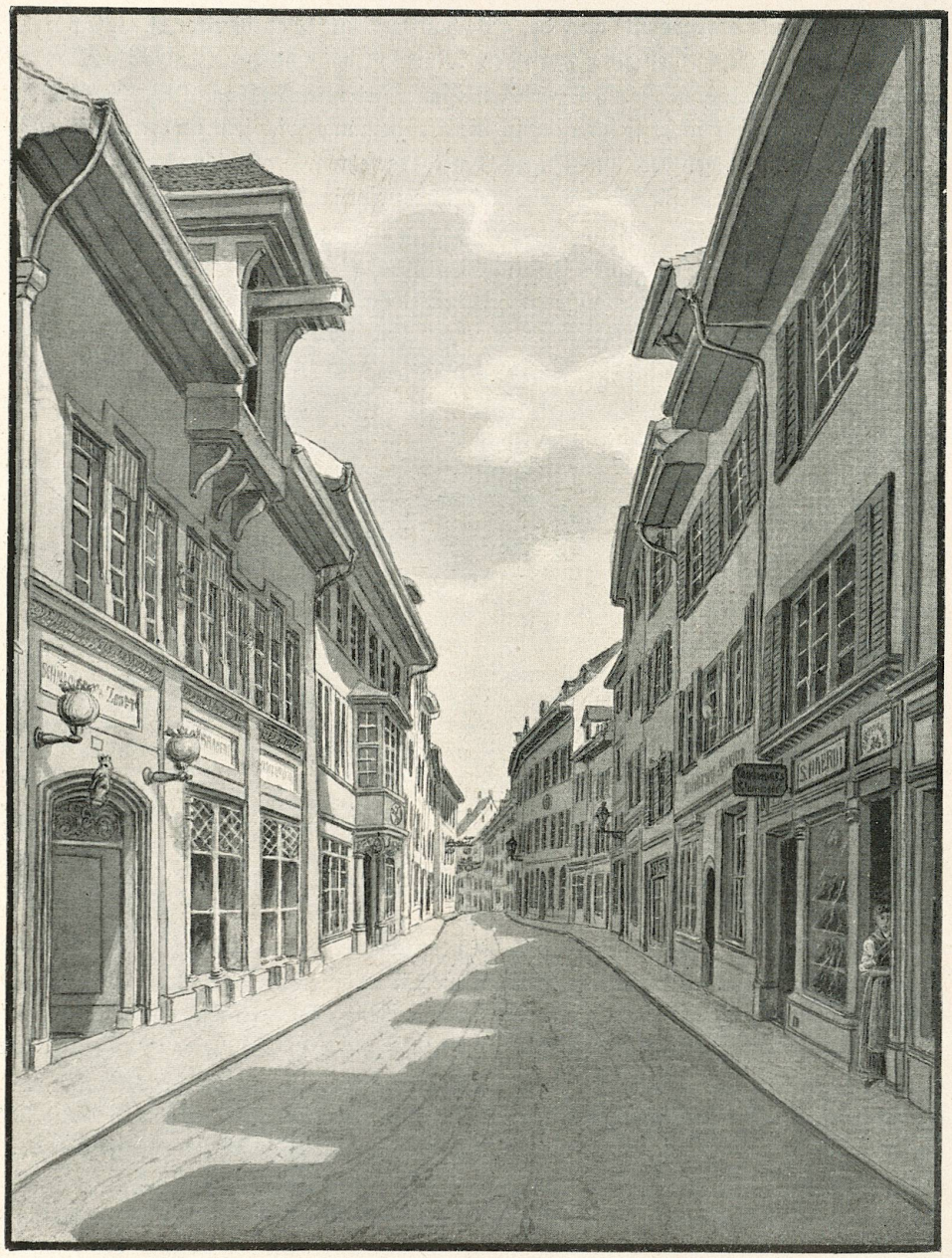


Abb. 22. Freiestraße (abwärts) mit Schuhmachern- und Rebleuten-Zunft.

untergebracht, und dort wohnte auch der erste hochverdiente Bankdirektor J. J. Speiser, der Schöpfer unseres neuen schweizerischen Münzsystems und der Zentralbahn.

Die in den edelsten Formen der Renaissance erbaute Geltenzunft trat damals auf dem Markt noch nicht so günstig in die Erscheinung wie jetzt, wo, dank hauptsächlich den Bemühungen des kunsteifrigen Zunftvorgesetzten Prof. Albert Burckhardt-Finsler die Fassade restauriert wurde und ihre ursprüngliche Bekrönung, die durchgehende Balüstrade, die im Laufe der Jahre abhanden gekommen war, wieder erhielt.

Doch nun wollen wir einen Blick in die andern Straßen werfen, die außer den schon besprochenen, der Sporengasse und der Sattelgasse, auf den Markt einmünden; mit der Erwähnung des Hauses zum „Berner" sind wir übrigens schon in die wichtigste derselben, die Freiestraße hineingekommen.

Die stattliche mit genialer Benützung der schönsten Bauteile des bisherigen Kaufhauses im hochburgundischen Stile durch Baumeister J. J. Stehlin gebaute neue Post entstand anfangs der Fünfzigerjahre. Schräg gegenüber von der Post mündete neben der Zunft zum Schlüssel, in deren Erdgeschoß die Zinstragende Ersparniskasse ihre Arbeitsräume hatte, der Schlüsselberg auf die Freiestraße ein, und wer dessen Eingang genauer ins Auge faßt, erblickt jetzt noch links und rechts die Überreste der schweren Ketten, mit denen in früheren Zeiten bei Bürgerunruhen oder sonst bei kriegerischen Zeitläuften der enge Durchgang abgesperrt wurde. Dort wo das Gäßlein breiter wird und in fast rechtem Winkel in der Richtung gegen den Münsterplatz umbiegt, steht am Eingang des zur Martinsgasse hinaufführenden Stapfelberges und dessen ganze rechte Seite bis gegen die genannte Gasse hinauf einnehmend, die ehemalige Klosterherberge des Augustinerklosters, das Haus zum Fälkli; es war damals im Besitze des aus dem Schwabenlande als Sekretär der Christentumsgesellschaft nach Basel gekommenen Christian Friedrich Spittler, des Hauptbegründers unserer verschiedenen so segensreich wirkenden christlichen Anstalten, und aus dem Fälkli war ein Fälkle geworden Wem die Freude zuteil geworden ist, im Fälkli herumgeführt zu werden und alle die heimeligen Treppen, Gänglein, Winkel und Höflein in Augenschein zu nehmen, der hat es gewiß lebhaft bedauert, nicht noch ein Kind zu sein, um in diesen einzigartigen Räumen recht ausgiebig „Versteckerlis" und „Räuberlis" spielen zu können und sich die jugendliche Phantasie mit allen möglichen Spukgeschichten füllen zu lassen. Nebendran (und jetzt mit dem Fälkli vereinigt) steht das Haus „zum Venedig" mit dem in Stein gehauenen Markus-Löwen über der Haustür. Hier hat bis vor wenigen Jahrzehnten, d. h. bis zum Umzug ins neue Haus am Byfangweg, die Freimaurer-Loge ihre Versammlungsräume gehabt, und wir sehen im Geiste würdige Männer aus jener Zeit durch die Bogentür aus- und eingehen, so die stattliche Gestalt des hochangesehenen Meisters vom Stuhle, des Professors und Arztes C. G. Jung, oder die Herren Dr. Wybert (von dem die weitbekannten „Wybertli"

herstammen) und Dr. Daniel Ecklin. Neben der Haustür zieht ein aus zwei Stufen bestehender Stein unsere Aufmerksamkeit auf sich, ein Stück aus alter Zeit, das den Zweck hatte, den berittenen Frauenspersonen den Aufstieg aufs Pferd zu erleichtern. Das Haus obendran, „zum weißen Bären", noch dem 15. Jahrhundert angehörend, (es trägt die Jahrzahl 1488) hat prächtig profilierte spätgotische Fenster; es wird nun dem hintern Teil der Museumsneubauten angegliedert werden. Zwischen dem

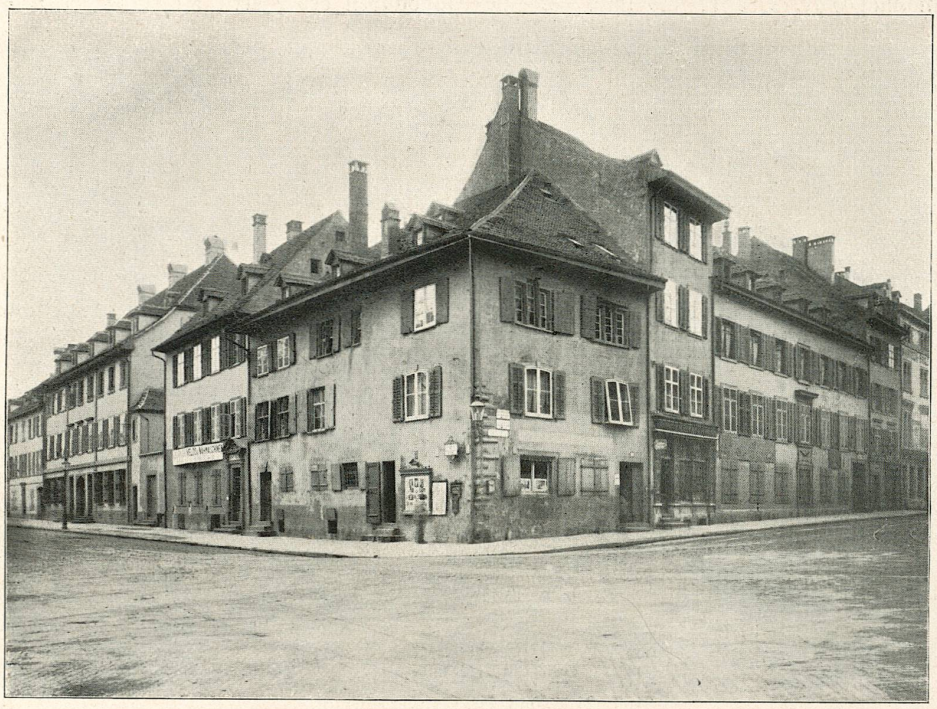


Abb. 23. Das Botte-Stübli.

„Venedig" und dem „weißen Bären" war früher eine Mauer mit massivem Eisengittertor, und ein alter Akazienbaum streckte seine Äste über dasselbe auf den Schlüsselberg hinaus.

Oben an der „neuen Post" stand, die Ecke gegen das Rüdengäßlein bildend, das Kolonialwarengeschäft N. de H. Bernoulli, und vor diesem war der stattliche Steblinsbrunnen, mit der den Simson scheerenden Delila auf dem Brunnstock; sie ziert jetzt, schön angestrichen, den Brunnen auf dem Barfüßerplatz.

Vom Steblinsbrunnen an wurde die Straße bedeutend enger, war auch an schönen Häusern nicht besonders reich; immerhin verdienen einige solcher eine besondere Er-

wähnung: Die rechte Ecke gegen das ziemlich schmale Rüdengäßlein wurde durch die Goldene Apotheke des Herrn Stadtrat Wimmer gebildet. Dann lagen an ihr eine Anzahl von Zunfthäusern, zuerst — rechterseits die Beckenzunft mit moderner Fassade; im Innern und hinten hinaus war sie aber alt geblieben, und an ihr Höflein grenzte ein kleiner Garten mit Aussicht auf das trostlose Birsigbett (die jetzige Falknerstraße; siehe Abb. Nr. 21). Gegen die Straße waren zwei Läden, rechts die Buchhandlung Chr. Meyri und links der Zuckerbäckerladen des Herrn Achilles Burck-

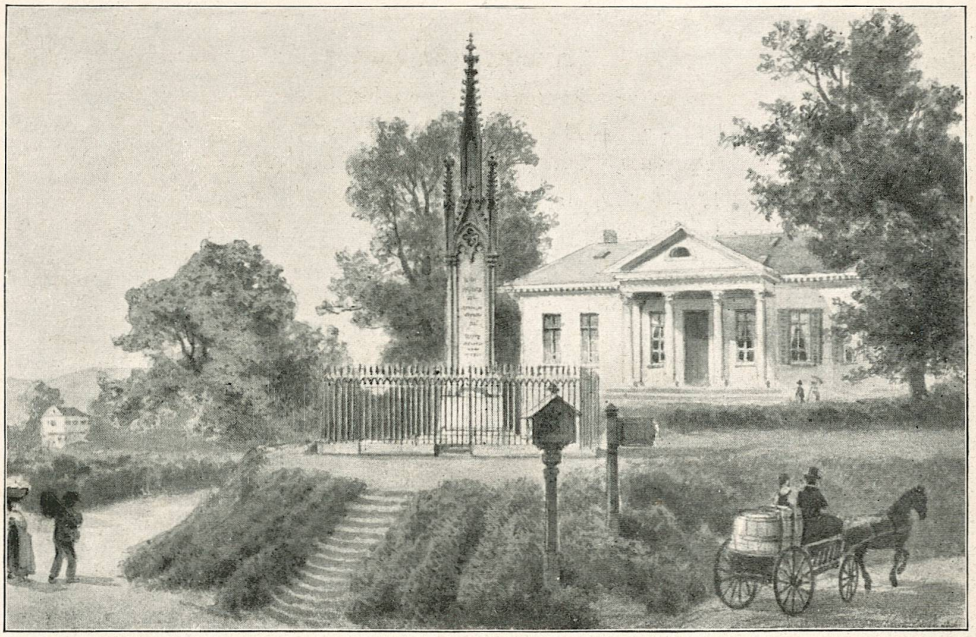


Abb. 24. Das St. Jakobsdenkmal.

hardt-Miville, des Herstellers der berühmten „Sunntigs-Pastetli" und der delikaten „kalten Pasteten", der in seiner großen appetitlichen Backstube mit vorbildlichem Fleiß tätig war, daneben es aber auch nicht versäumte, in einer freien Stunde wieder seinen Homer vom Schafte zu langen, hatte er doch s. Z. seinem Vater, dem Pastetenbäcker Sebastian Burckhardt zu Liebe den Studien entsagt und sich dem Handwerk zugewendet. Ganz nahe war linkerseits die Himmelzunft mit dem überaus einfach gehaltenen Erzberger'schen Zuckerbeckladen, dessen Spezialitäten, die Kornrosentäfeli, die Hobelspäne und der Gerstenzucker einen besonders guten Namen hatten. Neben der Himmelzunft war der Gasthof zum Wildenmann, einfach gehalten in seinem Äußern, aber weithin bekannt durch die gute Verpflegung, die er seinen Gästen bot.

Oft wurde aber auch der „Wilde Mann“ vom soliden Bürger mit bedenklichem Kopfschütteln genannt, war es doch ein offenes Geheimnis, daß in einem seiner obern Räume allabendlich von einer den besseren Ständen angehörigen Herrengesellschaft um hohe Summen gespielt wurde. In manchen Basler-Häusern findet man jetzt noch eine bildliche Darstellung in großem Format, worauf alle Teilnehmer karrigiert zwar, aber dennoch mit porträtähnlicher Treue gezeichnet zu erblicken sind. Dann ist rechts die Zunft zu Hausgenossen (der Bäre) namhaft zu machen, in dessen schönem Saal

Abb. 25. Die Gerbernzunft.

im ersten Stock der alte Herr Bachofen seine mit Meisterschaft hergestellten Hochzeitsessen servierte. Ferner rechts die Rebleuten- und die Schuhmachernzunft, die auf unserm Bilde Nr. 22, das die Freiestraße von oben nach unten gesehen darstellt, auf der linken Seite zu erblicken sind. Endlich stand auf der andern Seite, ungefähr gegenüber dem damals noch ziemlich engen Ringgäßli, das bescheidene Zunfthaus der Schärer, Maler und Sattler, zum Goldenen Stern. Gegenüber dem Fahnengäßlein war die bekannte Eckenstein'sche Brauerei zum Cardinal. Dort war die Straße bedenklich enge und darum der Fußgängerverkehr nicht ohne Gefahr. Als stattliche Bürgerhäuser fielen auf: Die Paravicini'sche Eisenhandlung, dem Pfluggäßlein gegen-

über, und die Gemuseus'sche Eckliegenschaft zum Pflug. Weiter oben war linkerseits das behäbige Bernoulli'sche Haus zum Schaltenbrand, und in gleicher Höhe mündete auf der andern Seite die Streitgasse ein. Vor deren schmalem Haus Nr. 12 „zum kalten Brunnen" bleiben wir einen Augenblick stehen und lassen uns erzählen, daß dort vom Sommer 1795 bis zum Frühjahr 1796 der Kardinal Joseph Fäsch, der Onkel Napoleons I., in einem bescheidenen Stüblein des 2. Stockes hinten hinaus bei seinem Oheim, dem Pastetenbäcker Werner Fäsch gewohnt hat. Im Hause Nr. 11 gegenüber war die bekannte Kolonialwarenhandlung des Herrn R. Stähelin-Stähelin (der Caffi-Stäächeli genannt).

Gehen wir in der Freienstraße weiter aufwärts, so sehen wir rechts das Gebiet des alten Spitals, von dessen Mitte aus jetzt die Barfüßergasse zur Kirche gleichen Namens hinführt. An die alten baulichen Verhältnisse dieser Gegend mahnt uns der Name Spitalsprung, den der jetzige Münsterberg trug, an dessen linker Seite noch einige wohlerhaltene spätgotische Häuser zu sehen sind. Am vorspringenden Eckhaus der Freienstraße rechterseits, dem Sodeck, war in blauer Farbe ein großer Sodbrunnen angemalt. Von hier geht's dann links gegen das Bäumli. An der Stelle der jetzigen hochgewachsenen Platane stand damals eine Linde. Nahe dabei war der Tuchladen des Herrn Tschientschy; dieser Name ist nach der Meinung des vortrefflichen Lehrers an der Gewerbeschule Dr. Friedrich Becker (des stadtbekannten „langen Beckers") aus dem italienischen Vincentio entstanden; er kommt in Basel jetzt nicht mehr vor. Auf der linken Seite, da wo jetzt das von J. J. Stehlin in den 60er Jahren erbaute Gerichtshaus steht, war der altertümliche Präsenzerhof, in seinen Räumen war die Gerichtsschreiberei untergebracht. Der Schlußteil der Freienstraße hieß, da diese hier eine ziemlich starke Einsenkung zeigte, die Tiefe. Auf der rechten Seite stand in einem einspringenden Winkel das Haus zum Gejägd, dem Liebhaber der Basler Geschichte besonders dadurch wichtig, daß es einst im Besitze Thomas Platers gewesen ist.

Die Äschenvorstadt, in der es damals bedeutend stiller zuging als jetzt, hatte als linksseitiges Eckhaus das sogenannte Botte-Stübli (s. Abbildung Nr. 23); sein alter Name war Truchsesser-Hof. Der Name Botte-Stübli rührte daher, daß die Baselbieter-Boten, deren Tätigkeit uns Herr Pfarrer Jonas Breitenstein in seiner „Baselfahrt" so anziehend geschildert hat, hier ihr Absteigequartier hatten und nach Besorgung der ihnen in großer Zahl aufgetragenen Kommissionen, vor allem der Ablieferung der Seidenbänder an die Spetter (Speditoren), hier beim Herrn Weitnauer ihr Schöpplein tranken.

Doch noch andere Häuser nehmen in der Äschenvorstadt unsere Aufmerksamkeit mit vollem Recht in Anspruch, so rechts Nr. 4 „Der goldene Löwen", in schönem französischem Barockstil erbaut; wenn man den damaligen vornehmen Besitzern gesagt

hätte, 60 Jahre später würden alle möglichen Bureaux, Möbellager usw. das Erdgeschoß einnehmen, so würden sie wohl ungläubig den Kopf geschüttelt haben. In Nr. 8, dem alten Hause mit der spätgotischen Fassade, gehen wir das Steglein hinauf in den Spezereiladen des Herrn Christ-Kyburt hinein und freuen uns der alten heimeligen Einrichtung, und falls uns ein Kind begleitet, so bekommt dieses sicher von der gütigen Jumpfere Christ „e Greemli", gewöhnlich „Meertribeli" oder „Zuckerkandel". Das Erdgeschoß des Hauses zum Drachen, im Besitze des Herrn Gemuseus-Respinger

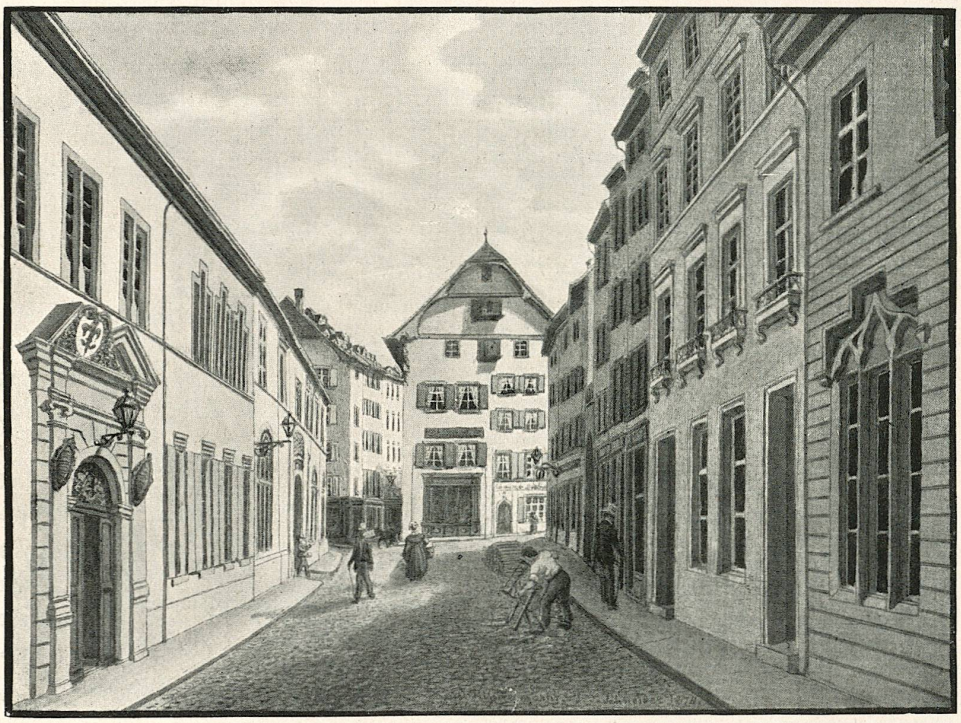


Abb. 26. Der Rindermarkt.

war damals noch unverstümmelt. Dort bildet die Straße einen einspringenden Winkel, und dementsprechend hieß das Haus Nr. 24 „Zum Winkeli". Der Wilhelm Tell-Brunnen hatte nur einen primitiven hölzernen Brunnstock; er war ein Ziehbrunnen, und wenn man seinen Schwengel in Bewegung setzte, so kam der ganze Wilhelm Tell in seinem geschlitzten Gewande in „blampende" Bewegung. Das schönste Haus der Vorstadt war schon damals der gleich dem Goldenen Löwen in französischem Barockstil erbaute Raben; man sprach das Wort aber „Rappen" aus, wie diese Aussprache auch jetzt noch durch unser baseldeutsches Wort „Grapp" hindurchklingt. Dem nahe-

liegenden Sackgäßlein, dem Rabengäßlein, sagte man übrigens auch stets „Rappengäßlein". Der Kuppelbau im Garten des Herrn Hauser im Sternengäßlein war eine der Basler Sehenswürdigkeiten; er enthielt, von M. Wocher gemalt, das Panorama von Thun. Aus dem Hause Nr. 55 linkerseits können wir schon beizeiten den Herrn Physikus Dr. L. de Wette heraustreten sehen (den Sohn des berühmten Theologen), denn er war als ein mit Arbeit überhäufter Mann ein Frühaufsteher; darum fing er mit der Praxis schon morgens um 7 Uhr an. Über seine scharf geschnittenen Züge fuhr nicht gar häufig ein Lachen, und doch hatte er einen guten Humor und freute sich z. B. königlich darüber, daß, als er einst in der Stadt tot gesagt wurde, sich ihm dadurch die Gelegenheit bot, die überbrachten Totenkränze selber im Hausflur in Empfang zu nehmen und sich schönstens dafür zu bedanken. Hinter seinem Hause war der wohlgepflegte Garten seine große Freude.

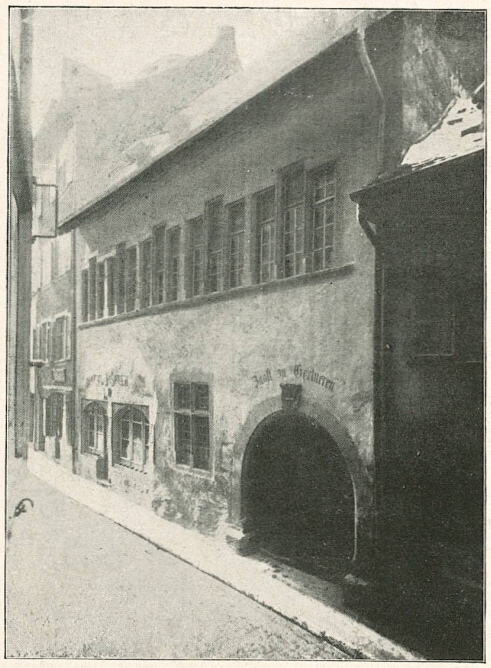


Abb. 27. Gartnernzunft.

Und nun machen wir, nachdem wir noch im letzten Hause rechterseits den alten Herrn Mähly, den Küfermeister, gegrüßt haben, daß wir „vor's Tor" kommen. Dort sehen wir linkerseits ein mit Linden bepflanztes „Hübeli" mit Ruhebänken, eine primitive aber freundliche Anlage; dort versammelten wir uns, wenn wir Gymnasiasten der ersten Klassen unsere bescheidenen und doch so schönen „Schul-Spaziergänge" nach dem Dornacherschloß, dem Gempenstollen und dem Schauenburgerbad machen durften. Hinter demselben war der Merian'sche Biergarten, wo allabendlich im hintern Zimmer eine Anzahl von Honoratioren ihr Glas Bier tranken, und wenn alle einmal hellauf lachten, so konnte man sicher sein, daß irgend ein „Schnooken", den Herr Prof. J. G. Müller aus dem Hirschgäßli erzählte, das Signal zu diesem allgemeinen Heiterkeitsausbruch gegeben hatte. Rechterseits war der schöne botanische Garten, in dem Herr Professor Meißner das Regiment führte. Weiter nach auswärts verdienen die großen schönen Gärten der Frau Rosine Burckhardt und des ehrwürdigen Herrn Hieronymus Bischoff-Bischoff einer besondern Ehrenerwähnung, waren sie doch bei Anlaß des Missionsfestes in liberalster Weise

dem Publikum geöffnet. Der stets zum „Fetzele" aufgelegte Bürger, der in der Äschenvorstadt vom Bänklein vor dem Hause aus die zahlreichen Festgäste aus aller Herrn Länder, besonders aber „us em Schwobeland", an sich vorbeiziehen sah, nannte das Missionsfest „Knepfli-Schießet" und das Missionshaus, das damals an der innern Leonhardsstraße stand, „d'Schwobe-Kaserne".

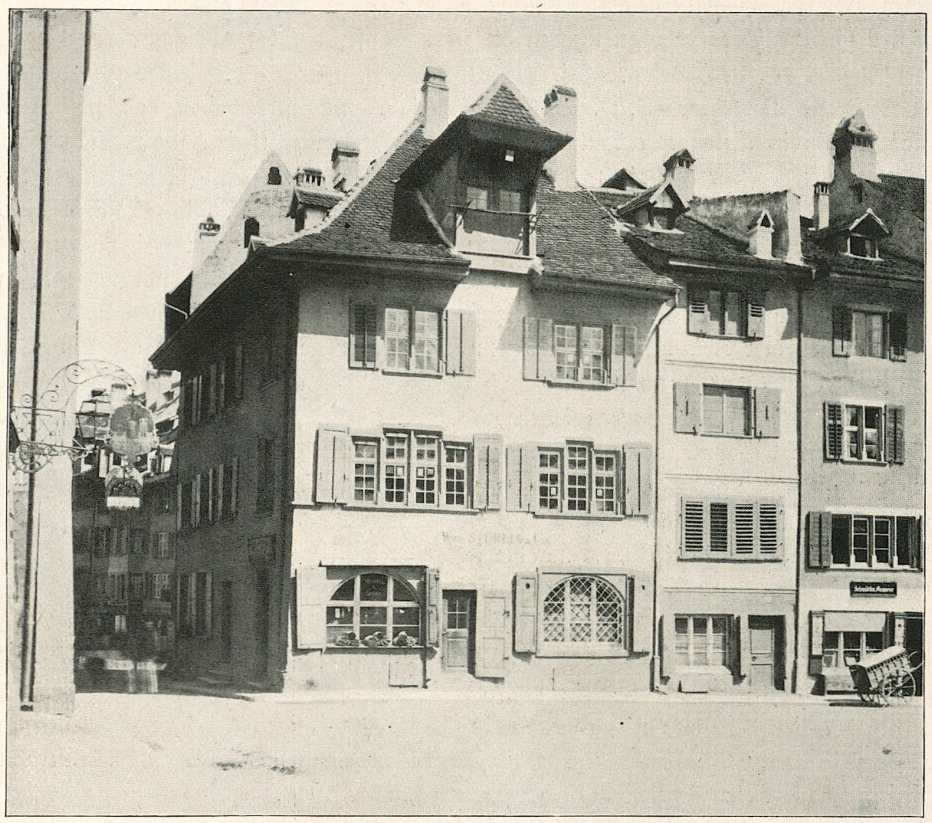


Abb. 28. Spörlin'sches Haus am Barfüßerplatz.

Vor dem Sommerkasino stand an derselben Stelle, wo das jetzige Schlöth'sche St. Jakobsdenkmal sich erhebt, das alte, im Jahre 1828 eingeweihte Monument. Wie es ausgesehen hat, mag uns die Abbildung 24 erzählen.

Unter den Neubauten, die der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts angehören, sind in erster Linie die des genialen Architekten Melchior Berri, geboren 1801, hervorzuheben. Er war ein Schüler Weinbrenners in Karlsruhe, des Hauptvertreters der klassizistischen Richtung in der Architektur, und von Huyot in Paris. Als Zwanzig-

jähriger reichte er den Entwurf zu unserm Stadtkasino ein, und der Bau wurde nach seinen Plänen erstellt. Freilich mußte er es dann erleben, daß, als 1828 die Einweihung des Hauses stattfand, er zwar dazu eingeladen, seiner Leistungen als Architekt aber in der offiziellen Festrede mit keinem Worte Erwähnung getan wurde, „denn ein solches", heißt es in seinen Aufzeichnungen, „glaubte ich außer dem spärlichen Honorar wohl verdient zu haben". Von seinen vielen andern Bauten sollen noch besonders hervorgehoben werden die zwei Häuser am St. Albangraben, die auf dem Areal der alten Domprobstei errichtet wurden, nämlich die jetzige Domprobstei im Auftrage von Herrn J. J. Bachofen-Merian, und links davon das für Herrn Isaac Iselin in Newyork erbaute Haus mit der Freitreppe (jetzt Zahn u. Cie.). Sein Werk ist ferner der Rheinhof (Nr. 25 in der Albanvorstadt), gebaut für Herrn Ständerat Aug. Stähelin-Brunner. Berri hatte es gewagt, die Baulinie dieses Hauses an den Rand der Rheinhalde zu rücken und diesem damit seine bevorzugte Lage zu verleihen, gegen die Vorstadt aber nur einen einfachen Garten anzulegen. Die dadurch entstandene Lücke in der fortlaufenden Häuserreihe gab dann den kritischen Mitbürgern jener Zeit den willkommenen Anlaß, der ganzen Liegenschaft den Übernamen „d'Zahnlucke" anzuhängen. Auch das Theater am Blömli war sein Werk (1830/31), dessen Grundmauern jetzt noch als linker Flügel des Schulhauses an der Theaterstraße dastehen. Ferner das sogenannte rote Schulhaus hinter dem Münster. Unter den von ihm gebauten Landhäusern sind hervorzuheben die Äußere Sandgrube mit ihrer vornehm-einfachen klassizistischen Fassade und den plastischen Figuren von Heinrich Neustück im Giebelfeld, sodann die jetzige Ehinger'sche Villa in der Neuen Welt.

Das Hauptwerk Berris ist aber unser Museum, in edlen griechischen Formen auf dem Areal des alten Augustinerklosters erbaut und geschmückt mit einem Fries, auf dem durch Bas-Reliefs von der Hand des Bildhauers J. J. Oechslin aus Schaffhausen die Künste und Wissenschaften in Allegorien zur Darstellung gebracht sind.

Im Gegensatz zum untern Collegium, der jetzigen Universität, hießen die Räume des alten Klosters seit der Reformation „das obere Collegium". Der alte Basler sagte aber nicht Collegium, sondern „Colajum".

Die Einweihung des Museums fand am 26. November 1849 statt, und bei dieser Gelegenheit übergab der Sprecher der Universität, Herr Professor Wilhelm Wackernagel, dem vortrefflichen Baumeister das Diplom eines „doctor philosophiae honoris causa". Die wohltönende Hausglocke des Museums, von dem Glockengießer Weitnauer gegossen, war die ehemalige Dampfschiffglocke eines „Adlers des Oberrheins". Jetzt erschallt der schrille Ton einer elektrischen Klingel durch das große Haus. Nach langen Jahren erst, als der Name Berri bei der jungen Generation schon in Vergessenheit geraten war, ist im Treppenhaus eine Büste des Museumsbaumeisters aufgestellt worden. Im neuen Museum war während langer Jahre auch

die Wohnung des durch seine feinen Umgangsformen überall bekannten Professors und Universitätsbibliothekars Franz Dorotheus Gerlach. Als nun mit der Übersiedelung der Sammlungen an die Augustinergasse war begonnen worden, fragte jemand Herrn Prof. W., ob die Umzugsarbeiten recht voranrückten? Da nun Gerlach seine Wohnung bereits bezogen hatte, so bekam der Fragende die Antwort:

„Ganz gut! das Gröbste ist bereits eingezogen!"

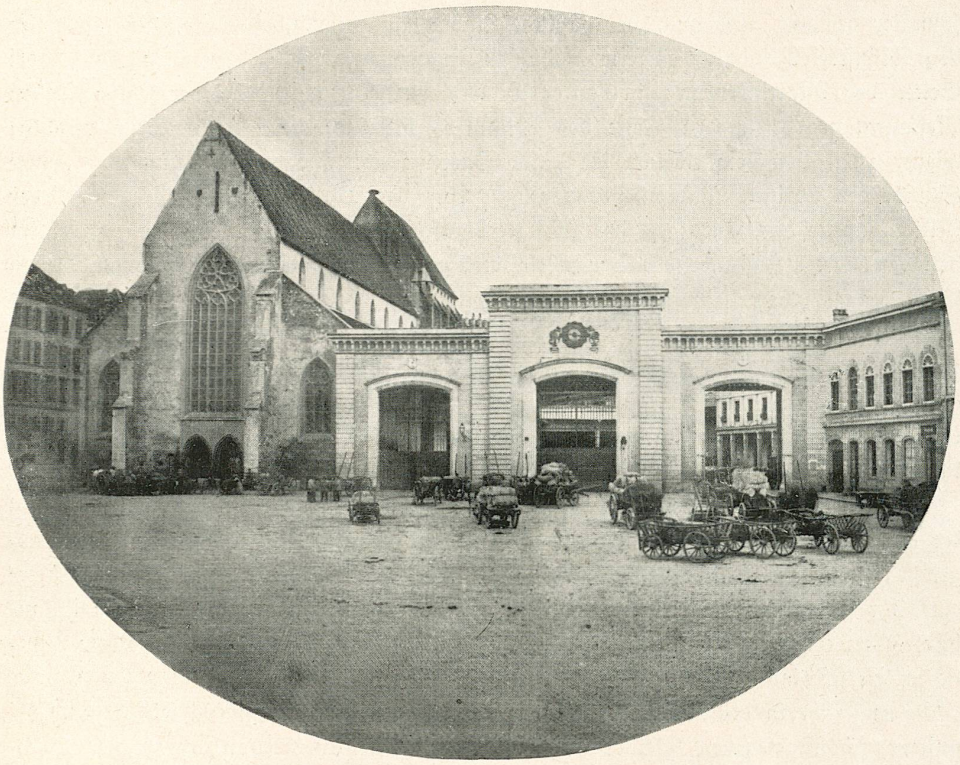


Abb. 29. Barfüßerkirche und Kaufhaus.

Vielleicht erinnert sich bei diesem Anlasse manche freundliche Leserin des Neujahrsblattes auch an die bekannte „Gerlach'sche Schule", der während langer Jahre die feingebildete Tochter Gerlachs vorgestanden hat. Eine Ironie des Schicksals war es, daß Prof. G., der den Übernamen „Roller" besaß, in seinen letzten Lebensjahren im kleinen „Rollerhof" auf dem Münsterplatz gewohnt hat. Dieser hat seine Physiognomie wenig geändert, sondern ist Gott sei Dank der alte schöne, gerade durch seine Einfachheit Eindruck machende Münsterplatz geblieben. Einen besonders feierlichen

Anblick gewährte es damals jeweilen, wenn der neugewählte Große Rat unter Vorantritt der beiden „Herren-Diener" in den Standesfarben vom Mentelinhof aus, einer der damaligen Bürgermeisterwohnungen, ins Münster zum Festgottesdienst zog, woselbst der Oberstpfarrer Jakob Burckhardt (der Vater unseres unvergeßlichen Professor Jakob Burckhardt) die Predigt hielt. — Der Ausgang vom Münsterplatz gegen die Rittergasse hin war ein gefährlicher Engpaß. Nachdem aber an dieser Stelle ein Kind „verkarrt" worden war, wurde das Oberstpfarrhaus um zwei Fensterbreiten schmäler gemacht, und auch der häßliche Anbau auf der linken Seite, der unter sich den Münsterkeller barg, entfernt. An der Sonnenuhr, die zu jener Zeit auf zwei Seiten des Martinsturmes in bunter Malerei prangte, kamen bei der letzten großen Restauration der äußern Teile des Münsters die kupfergetriebenen Stundenzahlen wieder zum Vorschein, welche die „alte Basler Zeit" angaben, die um eine ganze Stunde den übrigen Ländern vorausging. Auf der Pfalz war das Erdgeschoß der Niklauskapelle das Turnlokal der Münsterplatzschulen. Der Kreuzgang war in einem beklagenswerten Zustande der Verwahrlosung, dunkel und voll Schmutz und aus diesem Grunde zum „Hexerlismachen" bei der Schuljugend sehr beliebt.

An den hohen Festtagen wurde am Morgen vor dem Hauptgeläute eine Viertelstunde lang statt des gewöhnlichen „Glenkens" mit einem kleinen Glöcklein die Papstglocke (d'Bompst-Glocke!) geläutet; sie hatte wegen eines Sprunges, den sie durch das lange Läuten am Universitätsjubiläum 1760 bekommen hatte, einen geradezu schauerlichen Ton.

Doch werfen wir noch einen Blick in die Rittergasse hinein, so fällt uns links die alte Ulrichskirche ins Auge mit ihrem Käsbissenturm. Sie wurde seinerzeit abgerissen, um einer Turnhalle Platz zu machen. Noch sind aber gegenwärtig die Reste einer ihr seinerzeit angehörigen Freskomalerei an der Südwand des „Roten Schulhauses" zu erkennen. Wie wär's, wenn man sie durch ein Schutzdächlein vor dem gänzlichen Verschwinden bewahren würde?

Ungefähr in der Mitte der Rittergasse linkerseits führt ein Gäßlein gegen zwei unserer schönstgelegenen Basler-Häuser hin, zum Rheinhaldenhof (früher Hochfürstenhof) und zum prächtigen Großen Ramsteinerhof. Beide betrachten wir am besten vom Kleinbasler-Ufer aus (s. Abb. 9). Ihre Gärten, terrassenförmig angelegt, die mit dem des „Deutschen Hauses" sich zur Rheinhalde hinuntersenken, vereinigen sich zu einem überaus anziehenden Landschaftsbilde. Nebendran ist der mit einer bescheidenen Anlage gezierte Harzgraben, und von ihm aus führt eine Treppe zur Rheinfähre hinunter. Dort ist jetzt der Anfang der Wettsteinbrücke. Des Albanschwibogens (Abb. 2) ist schon früher gedacht worden.

Ein großer Teil der Handwerkerarbeit konnte sich auf der Straße abspielen. Auf ihr setzte der Küfer seine Fässer zusammen und brannte sie aus. Mit gewaltigem Lärm

hantierte der Kupferschmied an seinen Kesseln und nahm mit seiner Arbeit die halbe Straßenbreite ein. Auch die meisten Schmiedearbeiten, mit denen schon morgens früh um 5 Uhr begonnen wurde, vollzogen sich auf der Straße; auf ihr machte der Wagner seine Räder. Wie malerisch nahm sich die Schilling'sche Schmiede in der Spalenvorstadt an der Ecke gegen die Fröschgasse hin aus, besonders wenn sie nachts vom Schmiedefeuer erleuchtet war! Daß das Brennholz vor den Häusern klein gemacht

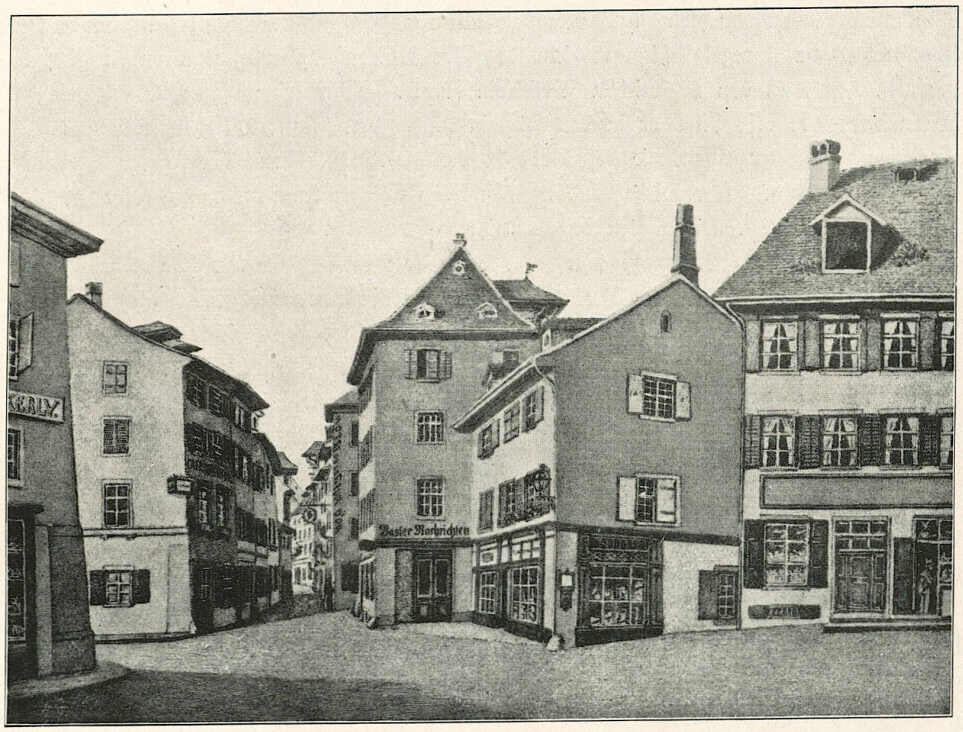


Abb. 30. Blick vom Blumenrain in die Schwanengasse.

wurde, war selbstverständlich. Das „gemachte" Holz wurde dann vermittelst der Dachwinde auf den Estrich gezogen. Das hatte seinen guten Grund darin, daß die meisten Treppen gewunden waren und sich darum nicht für solche Transporte eigneten. Um auf ihnen nicht zu fallen, mußte vor allem jeder Gast, von der sorglichen Hausfrau jedesmal dazu aufgefordert, das Seil, das in der Mitte herunterhing, ergreifen, das durch den langen Gebrauch glattgescheuert und dunkel gefärbt war. — Nicht selten dienten die Dachwinden auch dazu, um bei Auszügen Möbelstücke in die obern Stockwerke zu befördern, da es unmöglich war, sie die „Schneckenstägen" hinauf zu bringen.

Das aus Rheinkieseln hergestellte Straßenpflaster war sehr holprig, und es war ein böses Gehen darauf, besonders wenn man „Ägerschte-n-Augen“ hatte. Das Straßenwischen wurde jeden Samstag Abend durch die Hausbewohner besorgt, und wer nachlässig war, der wurde durch einen „Grünen“, etwa den gefürchteten „Hunds-Thommen“, oder einen „Blauen“ gewarnt oder je nach Umständen verzeigt. (NB. Die Grünen waren die Kantonspolizisten, die Blauen die Stadtsoldaten.) Die „Wischete“ wurde in den Teich, oder in den Rhein geworfen, von andern in den Birsig, in den Rümmelibach oder ins Goldbächlein, und von den Kleinbaslern ins Bächlein, bei welcher Gelegenheit es dann regelmäßig am Samstag Abend Straßenüberschwemmungen gab, da der Unrat sich an den zahlreichen Brücklein staute. War keine dieser Abfuhrgelegenheiten vorhanden, so blieb er in den Höflein hinter den Häusern liegen und verpestete nebst den Schweineställen, die besonders in den „Beckenhäusern“ nie fehlten, die Luft. Die schon erwähnte schreckliche Cholera von 1855 brachte dann die notwendige Abhilfe, und die „Gleckli-Wagen“ traten in Funktion.

Die laufenden Brunnen, von jeher der Stolz unserer Stadt, hatten sehr große Tröge, da deren Inhalt beim Ausbruch von Feuersbrünsten mit Eimern ausgeschöpft wurde. Sie wurden etwa einmal im Jahre, wenn sich eine gar zu dichte Algen-Plantage darin gebildet hatte, durch die Angestellten des löblichen Brunn- und Bauamtes gereinigt. Übrigens lieferten diese Brunnen nicht nur das Trinkwasser, sondern auch das meiste Brauchwasser für die Reinigungsarbeiten, durften aber nur einen Fuß breit unter den Rand geleert werden. Das Tröglein, das den Überlauf des großen Troges aufnahm, wurde bei Anlaß der großen Wäsche, der „Buuchi“, zum Schwenken benützt; diese Arbeit geschah aber auch mit Hilfe großer Bottiche (Bittene), die man neben dem Brunntrog aufstellte und vermittelst eines an der Brunnröhre befestigten „Känels“ füllte. Bittene und Känel gaben dann nicht selten, wenn man am Abend versäumt hatte, sie rechtzeitig zu entfernen, Veranlassung zu losen Streichen, indem bald etwa das Wasser durch den Känel in ein Kellerloch geleitet, bald etwa auf dem Martinsplatz die Bittene geleert und das Martinsgäßlein hinuntergerollt wurde, den Landjägern entgegen, die, vorher durch großen Lärm aus ihrer Ruhe im Rathausposten aufgestört, den Urhebern desselben nachgingen, sich aber vor dem das Gäßlein herabrollenden Ungetüm schleunigst retten mußten. Natürlich mußten dann immer „d'Studente“ die Übeltäter gewesen sein.

Da von der Wasche die Rede war, so wird es gewiß die Hausfrau der Neuzeit interessieren, daß diese Veranstaltung damals schon morgens früh um 3 Uhr ihren Anfang nahm. Die Hauptperson, „d'Buuchere“, welche u. a. die Aufgabe hatte, mit reiner Holzasche die kräftige Lauge herzustellen, holte am Abend vorher den Hausschlüssel und betrat dann am frühen Morgen mit ihren Genossinnen den Ort ihrer Tätigkeit; diese wurde durch den Genuß eines „Nußwässerleins“ feierlich eingeleitet. Um 6 Uhr kam

Abb. 31. Dominikaner-Kirche.

dann der Kaffee, für welchen man in jedem Hause besondere geblümte „Buuchiwäschere-Tassen“ hatte, die man auf dem „Häfelimärt“ am Petersgraben einzukaufen pflegte. Zum Mittagessen gab's unwiderruflich Sauerkraut und Speck oder Mues und Speck. Der gewaltige Steinkrug — der für die Bezeichnung großer Krüge sprichwörtlich gewordene „Buuchiwäscherekrug“ — wurde jeden Tag mit „Dienstenwein“ gefüllt. Die Abendmahlzeit, welche die Frauen am Abend des letzten Waschtages erhielten, hieß der „Scheer' di furt“ (Scheere dich fort.)

Bei der großen Samstags-Putzerei wurden die Dielenböden der Zimmer und die „Plättliböden“ der Hausgänge („Summerhyser“ nannte man sie allgemein, da man in ihnen im Sommer auch die Mahlzeiten einnahm) mit Sand gefegt; sie knirschten darum noch während des ganzen Sonntags unter den Füßen der sie Begehenden. Ferner mußte „s' Gääl butzt“ werden; man verstand darunter das Reinigen der messingenen Ofentürlein, Türfallen und Beschläge mit feingepulvertem Ziegelmehl.

Da die Straßen noch viel weniger belebt waren, so konnten die jüngern Kinder unter den Augen der Mutter, die auf dem Bänklein vor dem Hause saß und grüne Erbsen (Usmachmues) „ausmachte“ oder eine „Kochete“ Bohnen „ausfädnete“, „Ringetänzlis“ oder andere Spiele machen; auch war noch Platz für die Spiele der größeren Mädchen, zu denen alte Liedertexte gesungen wurden, z. B.: Settepliplo, Watte, Wattewirewo usw. — Deren Verständlichkeit war zwar längst abhanden gekommen, aber das tat der Fröhlichkeit keinen Eintrag. — An jeder Straßenecke konnten die Buben gluckern, und gar oft kam bei diesem Spiel auch der Straßenräuber zum Vorschein, der unter dem Ruf „Bodezins“ eine Anzahl Glucker entwendete. — Oder sie machten Ballspiele (Jagen, die verschiedenen Arten von „Fuultzi“, Baare-F., Reßli-F. und Schlegel-F. oder auch das „Zieh' si“, das mit seinem Schlußteil: „Henkersknecht, triff mi nit usw.“ auf das früher übliche Köpfen hindeutete). Für das „Jagen“ war der Münsterplatz der beste Ort, und wenn ab und zu im Oberstpfarrhaus oder beim Hern Merian eine Fensterscheibe in Trümmer ging, so gab's deswegen noch keine hochnotpeinliche Schuluntersuchung.

Schöne Zeit, du bist dahin!

Jetzt ist das „Jagen“ auf dem Münsterplatz so gut verboten, als im Winter der Schneeballenkrieg.

In der damals noch fast ausschließlich reformierten Stadt war der im feierlichen Kirchenornat zu einer „Lych“ (oder „Greppnuß“ sagte man auch) durch die Straßen schreitende Herr Pfarrer eine gewohnte Erscheinung. War E. E. Publikum eine wichtige Anzeige zu machen, so geschah dies durch Austrommeln, und wenn ein Büblein am Abend erst spät heimkam, so wurde es mit dem Ruf empfangen: „Wo bliibsch au so lang? mer händ gmaint, mer miese di ustrummle loo!“ Am Abend erschallte regelmäßig der „Ladrätt“ (la retraite) der Stänzler durch die

Straßen, die nur spärlich durch Öllaternen erleuchtet waren. Das Reinigen und Anzünden derselben war eine umständliche Sache, da sie zu diesem Behuf an rasselnder Kette auf die Mitte der Straße mußten hinuntergelassen werden. Die Frauen, die aus der Visite kamen, wurden regelmäßig von der weißbeschürzten Magd mit der „Visitenlaterne" heimbegleitet. Gegen die Mitte der Fünfziger-Jahre löste dann das

Abb. 32. Die Mägd.

Gas, das durch Herrn Dollfuß von Mülhausen vor dem Steinentor fabriziert wurde, die bisherige trübselige Beleuchtung ab. Anfangs mußte es aus Holzkohle bereitet werden, da die Bandfabrikanten eine Schädigung der Seide durch die Steinkohle befürchteten.

Große Aufregung gab es jeweilen bei einer Feuersbrunst, besonders nachts. Da schrien die Feuerwächter auf dem Münsterturm und zu St. Martin durch mächtige Sprachrohre ihr „Fürjooo" in die schlafende Stadt hinab nebst dem Namen der

Straße, wo es vermutlich brannte. Dann hängten sie eine hellbrennende Laterne in der Richtung gegen das Feuer vor das Fenster ihres Wachtstübleins. Darauf zogen sie das „Fyrgleckli" an, und dieses erhielt bald durch die Glöcklein der andern Kirchtürme Unterstützung. Bald ertönten auch die drei Schläge des Allarmtrommlers durch die Straßen; an den Häusern gingen die Fenster auf, und mit Zipfelkappen oder „Nachtgockele" bekleidete Köpfe kamen zum Vorschein, aus deren Mund der stereotype Ruf erschallte: „Wo maint me-n-aß es syg?" Vor 1845 war es mit dem Löschwesen in unserer Stadt noch ziemlich übel bestellt; es bestand in erster Linie in umständlichen militärischen Anordnungen, und die Bedürfnisse des eigentlichen Löschens kamen hintendrein. Eine starke Feuersbrunst auf dem Schorengut (der späteren Richter-Linder'schen Anstalt), welcher fünf Häuser zum Opfer fielen (in einem derselben war die Missions-Voranstalt), brachte dann eine Wendung zum Bessern, weil bei ihr die bisherigen Mängel gar zu grell zu Tage getreten waren (u. a. hatte der Feuerwächter auf dem Münster die ganze Geschichte verschlafen und darum keinen Allarm gemacht), und es kam zur Gründung des Sappeurs-Pompiers-Corps, wie die organisierte Feuerwehr nach dem Vorbilde von Mülhausen genannt wurde.

Auf den Markt zurückgekehrt, treten wir in die Hutgasse ein. In ihr wohnten nicht weniger als fünf Vertreter der Familie Geßler. Linkerseits ging's ins enge Münzgäßlein hinein, durch das der Rümelinsbach floß und die Burckhardt'sche Schleife trieb, und weiter gegen den Rümelinsplatz hin war das Haus, in dem früher das Basler-Geld geprägt wurde. An der jetzt in eine ziemlich breite Straße verwandelten Münzgasse ragt noch der oberste Teil des Torbogens der alten Münzstätte über das Straßenniveau hervor mit der Jahreszahl 1640. Die Hinterseite der Schmiedenzunft zeigte eine Anzahl von Freskomalereien; sie wurden aber später bei der durchgehenden Restauration des alten Hauses unter einer „mitleidlosen Tünche", wie Scheffel sagen würde, begraben. Bei der Rümelinsmühle stand der Radkasten weit in die ohnehin enge Gasse hinein.

Von da führt uns der Weg durch eines der engen Gerbergäßlein zum Gerberberg, wo die stattliche Gerbernzunft (s. Abb. 25) die Ecke gegen die damals ziemlich schmale Gerbergasse bildete. Sie hatte im Erdgeschoß, wie früher alle Zünfte, eine große Halle, in der sich die Zunftgenossen bei jedem Aufgebot (Militär-Aufgebot oder Sammlung bei Ausbruch einer Feuersbrunst) „am Schärmen" versammeln konnten. Gegenüber entsprang aus dem Berge das „Gerber-Brünneli". Dr. Fechter erzählt uns, daß in alten Zeiten bei diesem eine Linde stand, in deren Schatten Gericht gehalten wurde; an diese Tatsache erinnern uns jetzt noch die Namen der Häuser Nr. 24 und 28 am Gerbergäßlein, die beide zum „Richtbrunnen" heißen. Der Anfangsteil der jetzigen Gerbergasse vom Markt bis zur Post hieß der Rindermarkt (s. Abb. 26); er war bedeutend schmäler als jetzt. Im Hause Nr. 3 war der bekannte

Mitz'sche Laden, in dem neben vielen guten Eßwaren das allein ächte Arquebüsade-Wasser verkauft wurde, das ursprünglich als Mittel gegen Pfeilwunden berühmt war, daneben aber überhaupt als Wundwasser galt. Die jetzt ausgestorbene Familie Mitz war in Basel hoch angesehen; es gab sogar einen Bürgermeister dieses Namens. Weiter oben war die Safranzunft mit ihrem hübschen Barockportal und ihrem stattlichen Treppenhaus. Dann schaute mit seinem wunderbar ver-

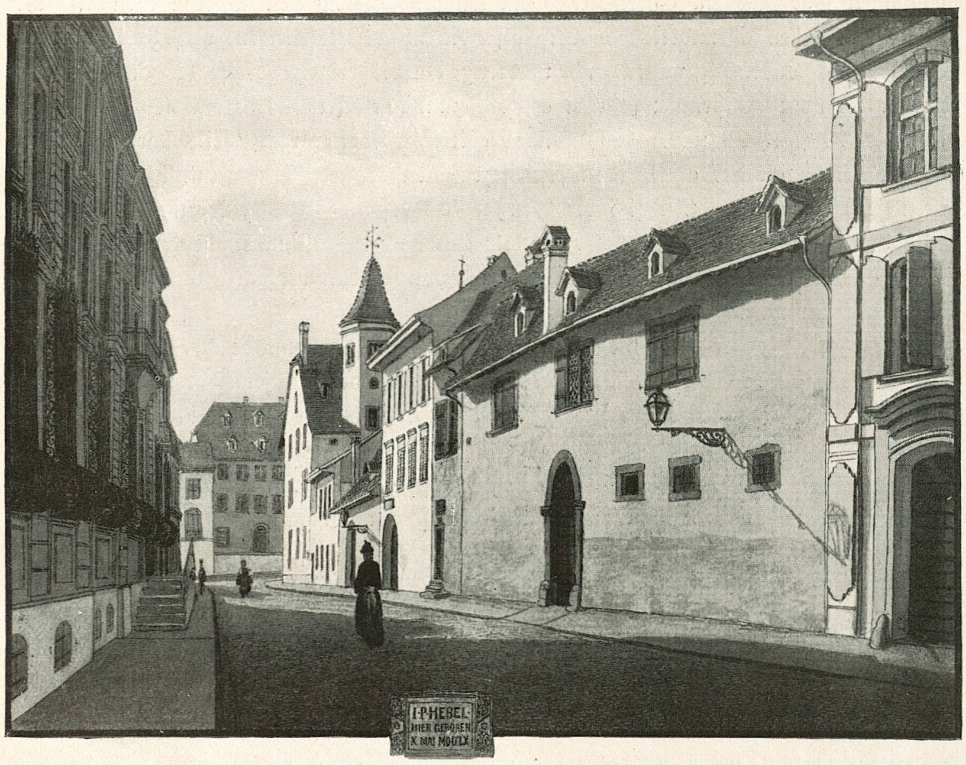


Abb. 33. Hebelhaus an der Neuen Vorstadt.

schlungenen Stabwerk das große Postportal gegen den Rindermarkt hinaus, das jetzt an die Innenseite des Hofes ist versetzt worden. Rechterseits standen am Rindermarkt die Kürschnern-, die Schneider- und die Schmiedenzunft und der Gasthof zum Schnabel. Bei der Post gab's dann wieder einen gefährlichen Engpaß; diese Verhältnisse sind aus Abb. 19 ersichtlich. In dem schmalen Straßenteil zwischen Rüdengäßlein und Gerberberg stand da, wo jetzt das Berichthaus der Basler Nachrichten ist, die Gartnern-Zunft; sie hatte einen großen Zunftsaal, der viel zu Versammlungen benützt wurde (s. Abb. Nr. 27.) Das verräucherte turmartige Eckhaus am Stöckli

war die Künstlerhöhle der Familie Neustück, deren Glieder in der Geschichte der Basler Kunst als Maler und Bildhauer jetzt wohl wesentlich höher eingeschätzt werden, als zu ihren Lebzeiten. — Im Eckhause gegen den „Barfüßerplatz" befand sich der stadtbekannte Spörlin'sche Wollen- und Mercerieladen (s. Abb. Nr. 28). Dessen Inhaber war Herr Hieronymus Lotz-Spörlin. Bei der Einführung des neuen Geldes bekam er den Übernamen: s'Santime-Spörli's. Im Grunde genommen war dies ein Ehrentitel, denn während die meisten anderen Geschäfte ihre Preise nach oben abrundeten, dadurch also die Ware verteuerten, verfuhr der biedere Inhaber des Ladens genauer und übertrug die bisherigen Preise bis auf den Centime in die neue Währung; so kam es, daß mancher Artikel 13 Centimes kostete, statt 15, oder 19 statt 20 usw. Das solid vergitterte Fenster rechterseits barg hinter sich das Komptoir mit der am Boden festgeschraubten Kasse. Wie gemütlich und zugleich bürgerlich behäbig nehmen sich die Fenster des ersten Stockwerks aus, hinter denen Lithophanien hervorschimmern, der damals übliche Fensterschmuck, bestehend aus einem durchscheinenden Bilde aus Porzellan, das von einem Rahmen aus buntfarbigem Glas umgeben war.

Der Barfüßerplatz hieß wie jetzt noch im Volksmunde der „Seiblatz", da eben früher auf ihm der Schweinemarkt abgehalten wurde, und jeweilen wenn die Messe mit ihrem Budenspektakel herankam, warnte Herr Pfarrer Heinrich Meyer im Religionsunterricht uns Buben im Gymnasium eindringlich, wenn auch erfolglos: „Knabe göhnd nit uf der Säuplatz; er isch e Säuplatz für d'Juged." Als Kuriosum ist noch zu erwähnen, daß wenn man damals in Basel sagte: „I gang uff der „Platz", stets der Barfüßerplatz gemeint war, und nicht etwa der Münster- oder der Petersplatz; dementsprechend hieß der durch die Nivellierung dieser Gegend entstandene Straßenteil vor dem Gasthof zum Schiff „s'Plätzli", und der wackere Ellenwaren-Detaillant an der Ecke der Streitgasse darum der Plätzli-Meyer. Er war ein Kaufmann von altem Schrot und Korn, und wenn bei ihm etwa einmal ein falsches Geldstück einging, so wurde es nach altem Brauch auf den Ladentisch angenagelt. Wenn jemand in den Laden kam, bei dem der Verdacht, er mache lange Finger, begründet war, so rief Herr Meyer nur D. L. M.!, das wollte heißen: Das Luder maust; worauf natürlich gehörig aufgepaßt wurde.

Die Barfüßerkirche war als ein Teil des Kaufhauses baulich sehr vernachlässigt. Schweren Schaden hatte sie schon früher erlitten durch Unterbringung des Salzmagazins in ihrem schönen Chor, und später mußte sie ihre Räume dem Anken- und Kälbermarkt öffnen, ja sogar bei der Messe als Stall für die Zirkuspferde dienen. Endlich beherbergte sie auch eine Zeit lang die Post. Neben der Kirche standen die drei mächtigen Tore des neuen Kaufhauses, das in der Mitte der 40er Jahre durch Architekt Chr. Riggenbach war erbaut worden (s. Abb. 29). Ganz polizeiwidrig nahm

sich schon damals die Giebelwand des ersten Hauses der angrenzenden Barfüßergasse aus, die wie eine Theaterkulisse in die Luft hineinragt. Vom Stadtkasino war an anderer Stelle die Rede.

Wenn man vom Steinenberg gegen das Theater umbog, so war linkerhand der Eingang in die Blömlikaserne. Sie gehörte zum Areal des alten Steinenklosters. Die heutige Theaterstraße hieß das Blömli; hier wurde der Großviehmarkt abge-

Abb. 34. Das Kornhaus.

halten. Dort am Blömli wohnten die Gebrüder Simon und Andreas Lang, zwei der in den musikalischen Kreisen der Stadt so hoch angesehenen Gebrüder Lang aus Fulda, die während langer Jahre den soliden Grundstock unseres Orchesters gebildet haben.

Der Straßenteil, der von der Mitte des Klosterbergs aus bis zum Steinenbrunnen (jetzt Vier-Lindenbrunnen) führte, hieß die hintere Steinen und ihre Fortsetzung mit der Brauerei Merian und dem Paravicini'schen Zimmerhof die Torsteinen, während die heutige Steinenvorstadt den Namen vordere Steinen

trug. Diese hatte keinen direkten Ausgang, sondern die Gerberei zum Lohhof legte sich als Querriegel vor ihr Endstück; immerhin führte eine Fußgängerbrücke von ihr nach der Torsteinen. Diese hatte an ihrer linken Seite schöne Gärten, die sich gegen das große Areal der Spitalscheuer hin erhoben, das an der damals noch sehr bescheidenen äußern Elisabethenstraße gelegen war; diese Gegend hieß „der Berg". Eine Zierde der vordern Steinen war das prächtige Renaissanceportal am Borgognon'schen Haus Nr. 6 „zum schwarzen Rad" (jetzt im Historischen Museum), sodann der schöne Brunnen mit seiner malerischen Umgebung.

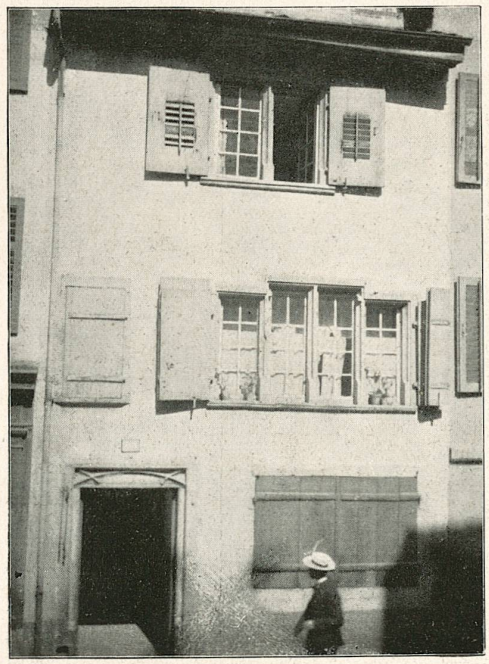


Abb. 35. Spätgotisches Haus in Kleinbasel.

Doch gehen wir noch einmal zur Rheinbrücke zurück und die Schifflände hinab, so kommen wir durch die schon erwähnte „Neue Straße" auf den Blumenplatz. Auf diesen mündete die Schwanengasse aus (Abb. 30) und wir erblicken rechts vorn die Schweighauser'sche Buchhandlung zum Korb, die im Besitze des bekannten und allgemein beliebten Obersten Hans Wieland war. Gegenüber dem Gasthof zu den drei Königen fällt uns das hohe (leider dem baldigen Abbruch verfallene) Haus Nr. 5 auf, in dessen Erdgeschoß wir, wenn gerade ein Fenster offen ist, ein Beispiel des alten festen Kaufmannsgewölbes erblicken. Um die Wende des 18. Jahrhunderts war es im Besitze des gelehrten Herrn Lucas Legrand, bei dem die Künstler und Liebhaber der Kunst oft zu fröhlichem Mahle sich versammelten. Die früher sehr steile Fahrbahn des Blumenrains war damals schon abgegraben, deswegen hatte er hochgelegene durch Eisengeländer geschützte und von kleinen Treppen unterbrochene Trottoirs. Die Straße, die links, gegenüber dem Urbansbrunnen einmündete, hieß „hinter dem schwarzen Pfahl", und der stattliche Segerhof bildete dessen linke Ecke. Weiter oben rechterseits, im Hause zum Sausen, Nr. 28, wohnte der originelle Daguerrotypeur Wick, dessen exzellente trockenen Witze und Bonmots noch jetzt vielfach erzählt werden. Außen am St. Johannsschwibogen (Abb. 3) war rechterseits der tiefgelegene, malerische Burggarten des Seidenhofes. Dort beginnt jetzt der St. Johannrheinweg. Seine Anlegung war die Folge des großen Hubel'schen

Brandes in der Neuen Vorstadt im Jahre 1858, durch den auch unser Spital in große Gefahr geriet; das Wasser zum Löschen war eben gar spärlich vorhanden, da es so schwer war, direkt an den Rhein zu gelangen. Bei der Nennung des Spitals sei auch des Hebelhauses, das dessen Portal gegenüberstand (Abb. 33) gedacht; es war das Hinterhaus des am Petersplatz gelegenen Hauses des Majors Iselin, welcher der Brotherr von Hebels Vater gewesen war. Und da wir gerade einmal so weit sind,

Abb. 36. Riehentorstraße und Rebhaus.

so gehen wir noch den ganzen Petersgraben hinauf und erfreuen uns an den stattlichen Formen des Kornhauses (Abb. 34), der zu diesem Zweck im Jahre 1573 umgebauten Kirche des Klosters Gnadenthal; noch waren bis zum Neubau der Gewerbeschule gegen den Zeughaushof hin die Strebepfeiler und die zugemauerten Fenster des ehemaligen Gotteshauses zu sehen.

Das Bild Nr. 31 zeigt uns nach der feinen Zeichnung von Süffert den Totentanz mit der Dominikanerkirche. Ihr Chor war, wie der der Barfüßerkirche, durch die Verwendung als Salzmagazin gräulich verdorben. Das Schiff diente der

französischen Gemeinde als gottesdienstliches Lokal. Neben ihr vorbei führte die Lottergasse zum französischen Bahnhof. An ihr lag linkerseits das Irrenhaus. Wenn man im alten Basel andeuten wollte, es sei jemand „nicht recht im Kopfe", so sagte man: „Dä gheert Lottergaß links". In der langen, stillen St. Johannvorstadt ziehen, wie jetzt noch, linkerseits der Formonterhof (gewöhnlich der Neubau genannt) durch seine edlen Bauformen und seine freie Lage, und das „Klösterli" mit Recht unsere Aufmerksamkeit auf sich. Das dazwischen liegende Gesellschaftshaus zur Mägd (Abb. 32), dessen Fassadenmalerei neuern Datums war, zwingt uns unwillkürlich zu Vergleichen zwischen einst und jetzt.

Abb. 37. Engelmann'sche Apotheke.

Nach Burgliber oder St. Louis (wie St. Ludwig in der französischen Zeit hieß) spazierte der Basler, trotz der schönen Aussicht ins Badische, in jener Zeit verhältnismäßig selten hinaus. Schon daß man am Sonntag durch die die französische Grenze belagernden Bettler hindurch förmlich Spießruten laufen mußte, war unangenehm. Aber auch der Ort selbst bot wenig Anziehendes; er war nicht nur viel kleiner als jetzt, sondern recht unreinlich. Nur wenn die „Kilbi" mit ihren Buden und Hazardspielen stattfand, war der Besuch größer. Von Großhüningen galt dasselbe; immerhin lockten die dortigen, eher etwas anrüchigen Tanzgelegenheiten und der Anblick der Kürassiere in ihren prächtigen Uniformen die Spaziergänger in die geschleifte Festung hinaus.

Von den Landgütern und „Gütlein" außerhalb der Tore war schon auf Seite 10 die Rede. Einer eigentümlichen gesetzlichen Bestimmung soll aber, wenn von den erstern die Rede ist, noch Erwähnung getan werden, der nämlich, daß Staatsbeamte in ihrem Hause „vor dem Tore" nicht übernachten durften, sondern gehalten waren, in ihrer Stadtbehausung zu schlafen. Eine gar zu genaue Kontrolle hierüber wird aber wohl nicht gewaltet haben. „Vor dem Tor" bestanden in der Umgebung der Stadt noch ausgedehnte Rebgelände. Als Beispiele hiefür sei der Rebberg des Ritter'schen Gutes unmittelbar vor dem Bläsitor genannt, oder der erst vor wenigen

Jahren ausgereutete am Klingelberg. Kleinere Rebstücke fehlten übrigens auch den gewöhnlichen „Gütlein“ nicht.

Wenn wir den Mähly'schen Stadtplan genauer durchmustern, so fällt uns die große Zahl von Gärten innerhalb der Stadtmauer auf. Wie ausgedehnt waren z. B. die Gärten hinter dem Württembergerhof und seinen Nachbarliegenschaften, oder die großen Gärten hinter den Häusern oben am Kohliberg! Aber auch die bescheidenen Gärtlein, die in einzelnen Straßen hinter jedem Hause zu finden waren, z. B. an der obern Rebgasse, hatten ihren großen Reiz. Sie waren gewöhnlich nur durch einen einfachen Staketenhag voneinander getrennt, über welchen hin die Nachbarn freundlich miteinander verkehren konnten; freilich Geheimnisse durfte man einander nicht mitteilen, sonst wären dieselben bald Gemeingut der ganzen Nachbarschaft geworden. Im Hintergrunde stand gewöhnlich, überschattet von einem „Dierli“-Baum (Cornelkirschenbaum) ein „Cabinetli“ oder wenigstens eine Ruhebank mit einem Tischlein davor. In dem Höflein zwischen Haus und Gärtlein stand gar häufig ein Maulbeerbaum, der den damals gegen Halsleiden berühmten Maulbeersaft lieferte, aber auch schuld war an den „greilige Fläre“ (abscheulichen Flecken), welche die Kinder, die sich auf oder unter dem Baum gütlich getan hatten, an ihren Kleidern jeweilen ins Haus hineinbrachten. Im Höflein stand gewöhnlich auch das zum Sammeln des Regenwassers bestimmte „Wasserfaß“, dessen Inhalt für den Fall, daß „weiches Wasser“ beim Reinigen der Wäsche nötig war, gute Dienste leistete.

Die beiden letzten Bilder führen uns wieder ins Kleinbasel. Auf dem einen (Abb. 36) sehen wir eines der ehemaligen Kleinbasler Gesellschaftshäuser, das Rebhaus mit seiner stattlichen Fassade im Stile des 18. Jahrhunderts. Vor ihm steht der Rebbrunnen mit dem schönen Renaissance-Brunnstock. Der Trog war früher viel größer, als auf unserm Bilde, mußte er doch Platz genug bieten, wenn in älteren Zeiten beim Umzug des Löwen dieser die Gepflogenheit hatte, den ihn begleitenden Ulli in den Brunnen zu werfen. Links daneben ist ein wohlerhaltenes spätgotisches Haus; dessen feine Tür samt dem Kreuzstock daneben sind leider in letzter Zeit verschwunden. Das Bild Nr. 35 zeigt uns ebenfalls ein spätgotisches Haus, das der freundliche Leser jetzt noch unverstümmelt an der obern Rebgasse 43 betrachten kann.

Nachdem wir nun in Bild und Wort in vergangene Zeiten hineingeschaut haben, richtet sich unser Blick auf die ernste Gegenwart, wo ein Volk sich gegen das andere in blutigem Kampf erhoben hat, und wir sind aufrichtig dankbar dafür, daß wir bis dahin im Frieden haben leben dürfen. Der Verfasser wüßte darum für das heurige Neujahrsblatt keinen bessern Schlußsatz, als die Worte, die auf unsern schönen alten Basler-Münzen zu lesen sind:

Domine conserva nos in pace.

Als Quellen

dienten dem Verfasser außer den eigenen Erinnerungen:

1. Amstein, Fritz, Redaktor der National-Zeitung: Plaudereien aus der National-Zeitung und gef. schriftl. Mitteilungen.
2. Prof. Dan. Burckhardt-Werthemann: Jahresberichte des Basler-Kunstvereins und gef. direkte Auskunft-Erteilung.
3. Eckenstein-Schröter, Ed.: Die Torsteinen (aus der National-Zeitung).
4. Fechter, Dr. Dan.: Erdbeben-Buch.
5. Geering, Traugott: Handel und Industrie von Basel-Stadt.
6. Hindermann, Philipp: Humor und Ernst. 4 Bände.
7. Hoffmann-Krayer, Prof.: Gef. schriftliche Mitteilungen.
8. Intelligenz-Blatt der Stadt-Basel, 1849—1851.
9. Kölner, P. R.: Die Basler Standestruppen.
10. Lotz-Trueb, Achilles: Die 3 Gesellschaften der Mindern Stadt Basel im Histor. Festbuch von 1891, nebst gef. mündlichen und schriftlichen Mitteilungen.
11. Meyer-Merian, Theodor: Entschwundene Zeiten u. a. m.
12. Schneider, Adolf: Das Löschwesen in Basel.
13. Seiler, Adolf, Sek.-Lehrer in Basel: Gef. schriftliche Auskunft.
14. Stehlin-Burckhardt, J. J.: Architektonische Mitteilungen aus Basel.
15. Stehlin, Dr. Karl: Mitteilungen in der Histor. Gesellschaft.
16. Stuckert, Otto: Gef. mündliche und schriftliche Mitteilungen.